

Unverstanden in einem verlierenden Land

Am vierten April flog M am Nachmittag von Frankfurt aus nach Athen. Die Reiseunterlagen hatte ihm Schatz liebevoll mit kurzen Kommentaren und Orientierungen zusammengestellt. Nach einer trübfeuchten Frühlingszeit war endlich wärmende Sonne zu verzeichnen, und die Nachrichten versprachen gutes Wetter für die Griechenlandreise. M fuhr nicht zum ersten Mal in dieses Land. In seinen jungen Jahren war er häufig auf den Inseln der Ägäis. Er liebte das helle Licht, das tiefblaue Meer, die schroffen Gebirge und die offene, gastfreundliche Art der Menschen, das leichte Leben mit Sonne, Wein und vielen Genüssen des Gegenwärtigen.

Die Woche vor seiner Griechenlandreise hatte er in seinem Wahlkreis verbracht. Dort gab es nicht viel Arbeit. Die Kontaktpflege im Rahmen des dauerhaften Großprojekts stand im Mittelpunkt. So fand er viel Zeit, sich über die finanzpolitischen Entwicklungen des kleinen Landes im Südosten Europas sachkundig zu machen. Von der Wirtschaft verstand er im Großen und Ganzen viel, hatte aber Schwierigkeiten, die vielen Details zu einem Ganzen zusammenzufügen. Deshalb nicht ließ er sich die anbahnende Katastrophe von seinem Freund erklären, der Direktor in der örtlichen Kreissparkasse war. Der neuen Syriza-Regierung misstraute er abgrundtief. Wie konnten die Griechen so verbohrt Ideologen wählen. Mit dem griechischen Finanzminister wäre er gerne mal zusammengetroffen, um ihm ins Gesicht zu sagen, dass er eine politisch unmögliche Figur abgebe. Er hatte sich vorgenommen, in Athen kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Seine Reise sei zwar eine private Angelegenheit, aber als Privatperson fahre er dennoch in diplomatischer Mission. In dieser Rolle fühlte er sich auch gestärkt durch die politische Aufwertung, die er durch seinen Fraktionsvorsitzenden erfahren zu haben glaubte.

In seiner Heimat fühlte er sich wohl. Wie immer genoss er Aufmerksamkeit und Achtung. Irritationen über das große Bauprojekt pflegte er, wie stets in den letzten Jahren, mit Freundlichkeit zu minimieren und konnte blumenreich die blühenden Landschaften für die Zukunft malen. Neuerliche Irritationen über die steigenden Flüchtlingszahlen wusste er mit markigen Sprüchen zu besänftigen. In Berlin werde man es nicht zulassen, dass Italien oder Griechenland die dort gestrandeten Flüchtlinge aus Syrien oder aus afrikanischen Ländern einfach nach Deutschland weiterschicken können. „Das verbieten unsere europäischen Verträge“, antwortete er dann kurz. Es gab auch in dieser Woche zahlreiche Besprechungen in seinem Wahlkreisbüro und Termine, zu denen er sich mit seinen Getreuen verabredete. Stets verwies er in seinen Gesprächen, wie leid es ihm tue, so wenig Zeit vor Ort verbringen zu können, denn er wisse sehr genau, dass es die Probleme in seinem Wahlkreis seien, die seine Arbeit in Berlin so notwendig machen würden. Aber er vergaß auch nie darauf hinzuweisen, wie hart die Arbeit im Deutschen Bundestag sei. Um alle Möglichkeiten auszuschöpfen, erfolgreicher Botschafter des Wahlkreises im deutschen Parlament zu sein, müsse er sich so einbringen, dass auf ihn gehört werde, wenn er sich für die ortsnahen Projekte stark mache. „Und“, so pflegte er dann zu sagen, „Sie können sicher sein, dass auf mich zunehmend gehört wird.“

Schwierigkeiten bereitete ihm in Berlin das alte Problem, zwei lästige Ortsdurchfahrten in seinem Wahlkreis durch großzügige Umgehungsstraßen zu

entlasten. Das waren Forderungen, die seit vielen Jahren gestellt wurden, und die er sich mit seiner Wahl in den Deutschen Bundestag voll zueigen gemacht hatte. Nur wenige Tage vor seiner Fahrt aus Berlin in den Wahlkreis war die Entscheidung gefallen, diese Forderungen nicht in die aktuelle Verkehrswegeplanung einfließen zu lassen. Diese Entscheidung des Ministers schmerzte natürlich auch M. Er musste sich deswegen zu Hause sehr emotionale Reaktionen anhören, zumal er keine sachliche Erklärung beisteuern konnte, wie es zu der Entscheidung im Ministerium gekommen sei. Seine Hinweise, alle Politiker seien angehalten, dem Ziel des Finanzministers zuzuarbeiten, einen schuldenfreien Haushalt zu erreichen, überzeugten nur wenig. Er gab aber zu erkennen, alles Mögliche zu tun, damit die Projekte eine höhere Priorität auf der zeitlich folgenden Liste finden würden. „Wenn wir überzeugende Argumente finden, sehe ich die Chance, dass wir in absehbarer Zeit doch noch zum Zuge kommen“, besänftigte er dann die örtlichen Politiker und machte ihnen klar, dass ihm zu vertrauen sei, das notwendige Netz immer enger zu knüpfen, um dieses Ziel zu erreichen. Doch für sich spürte er nebelhaft politische Schwäche, die es durch einen überzeugenden Auftritt in Griechenland zu überstrahlen galt.

M entging nicht, dass seine örtlichen Gesprächspartner, ganz besonders die in seinem Wahlkampfbüro seine lange Abwesenheit in Berlin nur eingeschränkt verstehen konnten. Früher war er öfter und vor allem regelmäßiger in seinem Wahlkreis. Stets hatte er betont: „Mein Zuhause ist unsere Region.“ Nun auf einmal baute er Distanz zwischen sich und den Seinen auf, hatte sich Gebärden eines Staatsmanns angewöhnt, wenn er über die großen Aufgaben in Berlin redete, denen er sich stellen müsse. Er verwies gerne auf ein besonderes Vertrauensverhältnis mit dem Fraktionsvorsitzenden und ließ seine Gesprächspartner in dem Glauben, dass seine Partei noch Großes mit ihm vorhabe. Die Nagelprobe für seine neue Rolle als Bundespolitiker werde im Wahlkreis noch kommen. Das wusste M. Denn gerade das von ihm vehement gestützte Großprojekt erzeugte eine zunehmende Schärfe in den örtlichen Auseinandersetzungen. Deshalb erschien es M richtig, seine Autorität im Wahlkreis durch Aufmerksamkeit für sein großes Wirken auch in der großen weiten Welt zu stärken.

Wenn es in seinen Gesprächen auch nur um die zähe Haltung eines einzelnen Bauers ging, verstand es M in allen Zusammenkünften, auch ausführlich über seine bevorstehende Griechenlandreise zu reden. Er mache die auf eigene Faust, sei nicht Teil einer Delegation und bezahle sie deshalb auch aus der eigenen Tasche. Dieser Hinweise schien ihm immer dann besonders wichtig, wenn er annehmen konnte, dass auch Vertreter der örtlichen Presse – eine inzwischen sehr klein gewordene Gruppe von Journalisten – daran interessiert waren, was ihr Bundestagsabgeordneter aus eigener Initiative antreibe. Wohl überlegt vermied er das Wort Privatreise. Stattdessen sprach er von einer politischen Mission, an der vor allem auch der Fraktionsvorsitzende ein großes Interesse gezeigt habe. Tatsächlich hatte dieser in ihrem letzten gemeinsamen Gespräch gesagt: „Mein Freund, ich finde es sehr gut, dass Sie auf eigene Faust in dieses Land fahren, das uns bis zur Unerträglichkeit auf der Nase herumtanzt. Halten sie die Augen offen, reden Sie mit vielen Politikern, aber auch mit den einfachen Menschen auf der Straße. Mein Rat: Stellen Sie sich immer vor, mit ihren Gesprächsführern Geschäfte machen oder Vereinbarungen treffen zu müssen.“

M nahm sich während seines Zwischenaufenthaltes zu Hause viel Zeit, um in den Informationsfluten über die Griechenlandkrise einen Überblick zu gewinnen.

Einfache Grundhaltungen halfen ihm dabei. Die neue Syriza-Regierung war ihm zutiefst zuwider. Den Ministerpräsidenten, der stets so überlegen lächelte, nannte er gerne einen „falschen Fuffziger“. Im Gespräch sagte er zur Zufriedenheit seiner Gesprächspartner: „Wir dachten, mit Kommunisten nie mehr verhandeln zu müssen. Jetzt sitzen die uns schon wieder gegenüber.“ Den griechischen Finanzminister mit seinem unmöglichen Auftreten und den intellektuellen Phrasen bezeichnete er als „Saloncoupier“ und wollte damit seinen Abscheu zum Ausdruck bringen, wie der den anderen Europäern das Geld aus der Tasche zockte. Da verwies er gerne auf den deutschen Finanzminister und lächelte entspannt, wenn er die hohe Achtung seiner Gesprächspartner angesichts seiner Nähe zu den Großen der Zeit entgegennahm. „Einen besseren können wir uns gar nicht vorstellen.“ So schloss er meistens diesen Teil der Erörterungen ab. Bei der Rückendeckung der noch immer ungebrochenen Autorität der Bundeskanzlerin und des Finanzministers in seiner Wahlkreisbevölkerung achtete er darauf, Grundsätze der Regierung als seine eigenen zu vertreten, um nach einigen Volten festzustellen: „Griechenland gehört zum Euro, und es gibt kein Europa ohne Griechenland.“

In seinem Wahlkampfbüro gab es viel Arbeit. Zunehmend kamen auch Hinweise aus der Verwaltung, dass immer mehr Asylanträge eingingen und mit ihnen Flüchtlinge, die man nicht unterzubringen wusste. Er wies seine Mitarbeiterinnen an, diese Entwicklung sehr genau aufzuarbeiten und in den Mittelpunkt der Besprechung bei seinem nächsten Besuch im Wahlkreis zu stellen. Für heute und die nächsten Tage bekräftigte er die Aufgabe, sich im Wahlkreisbüro auf die großen Linien der Eurokrise zu konzentrieren und keinen „Blumenstrauß aller politischen Wehwehchen zu binden“, wie er es gerne sagte, wenn er in Bezug auf anliegende Probleme keinen erleuchtenden Rat wusste. Für die Griechenlandreise wünschte er sich für seine beiden Büros eine starke und handlungsfähige Sammelstelle, um die ständigen politischen Manöver Eurokonflikt Griechenland auszuwerten. Formal hatte er die Leitung für diese Sammelstelle an Madame übertragen, mit der er täglich einmal telefonierte. Wie immer bemühte sich Madame um eine distanzierte Betrachtungsweise der Vorgänge und der Veröffentlichungen über die „Griechenlandpolitik“, wie er die aktuellen Aufgaben seiner Mission im Wahlkreis nannte. Die beiden Mitarbeiterinnen im heimischen Wahlkampfbüro kooperierten gut mit ihrer Kollegin in Berlin, neigten allerdings zu einer deftigeren Bewertung der Dinge und nutzten gerne die Sprache, die sich in den öffentlichen Verlautbarungen zunehmend Bahn brach. M verhielt sich gegenüber den beiden Büros wie ein vorsichtiger Diplomat. In dieser Rolle zu üben, konnte für ihn längerfristig nur von Vorteil sein. Er hatte beschlossen, sich in dieser Sache an die Sichtweise zweier Leitmedien zu halten, die ihm ziemlich genau deutlich machten, wie seine Übersicht beschaffen sein sollte, mit der er seine Reise antreten würde. Er bewunderte die täglichen Leistungen des ARD-Korrespondenten in Brüssel mit seinen eindrucksvollen Beschwörungen Verträge sind Verträge und Regeln sind Regeln und las jeden Tag mit hoher Zustimmung die begleitenden Analysen und Kommentare in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung.

Madame hatte noch eine weitere Aufgabe, die sie in kurzer Zeit zu seiner vollen Zufriedenheit löste. Sie sollte ihm ein Dossier über seinen Gesprächspartner, den griechischen Regierungssprecher zusammenstellen. Kaum 35 Jahre alt hatte der eine steile Karriere gemacht. Noch ein Jahr vorher war er im Wahlkampf unterlegen gewesen, Oberbürgermeister von Athen zu werden. Da hatte er sich

vor allem für weniger Polizei und mehr Freiräume für Lebensstile eingesetzt, die eine moderne europäische Großstadt prägen sollen. Dem gelernten Ökonomen wurden große rhetorische Fähigkeiten zugemessen, mit denen er dann sein Mandat bei den letzten Nationalwahlen im Januar 2015 bravurös gewonnen hatte. Der neue Syriza Ministerpräsident Alexis Tsipras machte ihn unverzüglich zum Regierungssprecher. M war klar, dass er es mit einem schweren Gegner zu tun haben würde. Er nahm sich fest vor, sehr ruhig zuzuhören, um dann mit klaren Worten deutlich zu machen, an welchen Grenzen die neue griechische Politik scheitern müsse. In seine Kladde notierte er sich die wesentlichen Informationen und Bewertungen, die seine politische Rolle in Athen begründen sollten. Dabei griff er auf die Vorlagen des ARD-Korrespondenten und der FAZ zurück, die im Wesentlichen auch das zum Ausdruck brachten, was in seiner Fraktion, vor allem vom Fraktionsvorsitzenden vorgetragen wurde.

Ohne Verspätung landete M im warmen Licht des späten Nachmittags auf dem Flughafen in Athen. Der neue Flughafen Eleftherios Venizelos liegt am Rande der Stadt, die durch nahe Hügel abgeschirmt bleibt. Er war noch in den 90er Jahren geplant worden und wurde das größte Investitionsprojekt im modernen Griechenland. Die Federführung des Baukonsortiums lag bei dem deutschen Konzern Hochtief. Die Bauarbeiten verliefen zügig, schon 2001 konnte die Anlage in Betrieb gehen. Geräuschlos und effektiv abgewickelte Großprojekte imponieren M. Da können Deutsche nur staunen, die das Debakel mit dem Berliner Flughafen nun schon bald fünf Jahre nach der geplanten Eröffnung mit Spott und Hohn ertragen müssen. Die Größenordnungen beider Flughäfen sind doch annähernd gleich, entnimmt M den Informationen, die ihm Madame zusammengestellt hatte. Aber die Vertretung seines eigenen Bauprojekts in der Heimat verläuft ebenfalls voller Pannen. Das schmerzt M.

Gut zwei Milliarden Euro waren in den Bau in Athen geflossen, nur etwa die Hälfte des gruseligen Vergleichsprojekts für den brüderlichen Flughafen in Berlin. Der Staat hatte sich mit privaten Investoren zusammengetan, um die Finanzierung stemmen zu können. Die Kredite waren damals leicht zu erhalten und sollten dann aus den laufenden Einnahmen refinanziert werden. Am Flughafen ist Griechenland nicht Pleite gegangen, das wusste M. Er würde den griechischen Politikern nie ihren neuen Flughafen vorwerfen. Viel teurer hingegen waren die mit dem Flughafen verbundenen und für die Olympischen Spiele in Athen 2004 fertig umgesetzten Investitionen in den Nahverkehr. Damals begannen die gigantischen Verschuldungen Griechenlands. Allein die Autobahn A 6, die „Odos Attika“ vom Flughafen in nördlicher Stadtumgebung an den Golf von Korinth führend und dann über den Peloponnes bis nach Kalamata gezogen verschlang 3,6 Mrd. Euro. Etwa ebenso viel ihre Zubringerstrecken in die Athener Innenstadt. Dazu der Ausbau der U-Bahn zum Flughafen sowie weitere Verkehrsprojekte – Gesamtinvestitionen von rund 10 Milliarden Euro, wie in seinen Unterlagen vermerkt. Sie waren in den laufenden Etats des Staates nicht gedeckt, hätten also nicht getätigt werden dürfen. Doch die Kreditgeber, allen voran die aus Deutschland und Frankreich, standen Schlange und liehen gerne – blieb doch alles in Europa und genoss das Vertrauen in die neue Währung des Euro.

Für seine Gespräche in Griechenland hatte sich M in seiner Kladde einige handfeste Argumente und Zahlen aufgeschrieben. Er war überzeugt, dass in jenen Jahren das eigentlich Elend der Überschuldung begonnen hatte. Am 1.

Januar 2002 war Griechenland Euroland geworden – unter Erschleichung falscher Tatsachen, wie es in der Kladder von M hieß. Griechenland erlebte die Jahre als boomendes Aufstiegsland im dauernden emotionale Glückstaumel. Die Kredite flossen und die Kreditgeber drängten das Geld den Griechen förmlich auf. Feuerwerke gehörten zur nationalen Eventkultur jener Jahre. Zuerst gewannen die Griechen 2004 die Fußball-Europameisterschaft. Dann durchströmte der Olympiaglanz das Land. Wer wollte da kleinlich rechnen. Man baute sich Häuser und Villen auf Kredit, pflanzte ein paar Olivenbäume und Weinstöcke in die Gärten und kassierte Steuerermäßigung und staatliche Zuschüsse als landwirtschaftliche Betriebe. Gäste kamen so viele wie noch nie, und die meisten Menschen waren mit der neuen Zeit in Europa sehr zufrieden.

M wird in zwei Tagen über das Olympiagelände im Stadtteil Maroussi gehen. Es ist riesig groß und verwahrlost. Nur wenige Menschen verirren sich in den Olympiapark an einem sonnigen warmen Frühlingstag. Jetzt, da die Farbenpracht der Wiesen und Bäume in Griechenland verführerisch gegen den strahlenden blauen Himmel leuchtet, sieht er die längst verdorrten Bäume, sieht die verfallenden und versiegten Fontänen, die ausgetrockneten braunen Rasenflächen in dem weitläufigen Gelände. Kein Imbiss weit und breit, kein Kaffeehaus. Staub und ungemütlicher Wind macht das Gehen zur Qual. Im Schwimmstadion steht noch der Zehnmeterspringturm. Im Becken ist kein Wasser. Über 10.000 Sportlerinnen und Sportler aus 200 Ländern waren hier in einem farbenfrohen Sommer, 30.000 Journalisten berichteten in alle Welt, Hunderttausende Besucher belebten den Park, über 6 Millionen Tickets wurden verkauft. Elf Jahre später nagt der Rost an der kühnen Dachkonstruktion des Stadions, das der Starkarchitekt Santiago Calatrava aus Spanien entworfen hatte.

Der Bahnhof der Athener Vorortbahn am Olympiastadion heißt Irini, was Frieden bedeutet. Die Bahn verbindet den Olympiapark mit dem Küstenort Faliron, wo früher der alte Flughafen lag, eine einst blühende Stadtlandschaft auf dem Weg von Piräus ans Kap Sunion. M wird mit der Bahn diese Strecke fahren und in knapp einer halben Stunde das zweite Ballungsgebiet der Olympiade erreichen. Faliron wird noch öder und herunter gekommener sein, als er es in Maroussi gesehen hat. Trostlose Brachen, soweit das Auge reicht. Den Griechen war versprochen worden, hier würden die Spiele für alle Zeiten herrliche ökologisch geprägte Parks, Schwimmbäder und Freizeiteinrichtungen hinterlassen. Nichts haben sie hinterlassen als einen Küstenabschnitt, der trostloser in einem verlassenen Teil des Flugfeldes nicht sein kann. Flüchtlinge aus dem Nahen Osten und den afrikanischen Ländern und die aus der griechischen Gesellschaft Gefallenen sind hier die neuen Olympioniken.

Das Olympiagebiet ist die Müllkippe Athens geworden. Er wird hier die Menschen sehen, die in Slums zu überleben versuchen, Flüchtlinge aus Syrien und Roma aus den Balkanländern. Die Athener nennen das Gebiet die Sahara, ein 25 Hektar völlig runter gekommener Stadtteil, wie ihn M noch nie in seinem Leben in Europa gesehen hat – und das an einem der schönsten und kostbarsten Küsten des Kontinents. M neigt dazu, diese Olympiahinterlassenschaften als Symbol der Unfähigkeiten des griechischen Staates zu bewerten, verantwortungsvoll mit Kapital umzugehen. In seinen Gesprächen wird es viel Streit um diese Bewertung geben.

Der Verfall der Olympiastätten ist M der eindrucksvollste Anschauungsunterricht für die Schuldenkatastrophe des Landes. „Einen Begriff findest du nur als Beobachter und durch Anschaulichkeit.“ Das hat sich M in seine Kladde notiert und für die Besichtigung dieser Stätten einen ganzen Tag seiner Griechenlandreise geopfert. Dazu hat er sich Zahlen notiert. Offiziell sollen die Olympischen Spiele 4,6 Milliarden Euro gekostet haben. Aber diese Zahl ist frisiert wie auch die Zahlen frisiert waren, mit denen Griechenland Unterschlupf in der Eingangshalle zum Euro gefunden hatte. Andere Rechnungen kommen zu viel höheren Zahlen. Mindestens sollen die Spiele 11 Milliarden Schulden erzeugt haben, es können aber auch 20 Milliarden gewesen sein. Damals 2004 stieg die Staatsverschuldung in dem kleinen Land mit elf Millionen Einwohnern von 182 auf 201 Milliarden Euro. So schnell kann das gehen. Doch wirtschaftliche Entwicklungen, die zur Minderung dieses Berges hätten führen können, blieben aus. Woher hätten die auch kommen sollen? Für M steht fest: Die Krise ist die Folge einer falschen Ausgabenpolitik. Also sind alle Auflagen richtig, die bei den Ausgaben ansetzen. Und – so notiert sich M in seine Kladde: „Nicht weich werden, wenn die Griechen nun Europa, vor allem Deutschland die Schuld für die katastrophale Lage zuschieben wollen.“

Als M mit seinem Gepäck in die Ausgangshalle kam, sah er bereits das Schild „Tobias“, in die Höhe gehalten von einem etwa 35 jährigen, nicht sehr großen Mann. Er fand einen freundlichen, gut organisierten, sachkundigen und auf Antrieb sympathischen Begleiter. M war froh, sich nicht auf eigene Faust in der neuen Umgebung zurecht finden zu müssen. Tobias hatte einen kleinen Korb mitgebracht, in dem Oliven, Apfelsinen und Wasser waren. Er reichte den Korb mit netten Worten an M und nahm dessen Großtrolli mit einem herzerfrischenden „Willkommen in Griechenland“. Genau zehn Jahre war es her, dass M zum letzten Mal griechischen Boden betreten hatte. Davor war er mehrere Male in dem herrlichen Sonnenland mit den bezaubernden Inseln gewesen. Damals hätte er sich nicht erträumen können, dass es in diesem Land zu derartigen Verwerfungen kommen würde. Aber er drängte die aufkommenden Selbstzweifel beiseite, damals irgendetwas nicht richtig wahrgenommen zu haben, waren seine Reisen doch gerade in die Zeit gefallen, die er aus heutiger Sicht als die Zeit der universalen Sündenfälle des Landes anprangern musste. Im Flughafengebäude war ihm aufgefallen, dass trotz aller Modernität die Farbe grau vorherrschte. Das Leben, der Betrieb, der Wohlstand im Frankfurter Flughafen, den er gerade erst vor zwei Stunden verlassen hatte, war aus einer anderen Welt.

Tobias hatte seinen PKW, einen alten Focus-Diesel nahe am Ausgang postiert. Der weite Parkplatz war nur spärlich besetzt, ungewöhnlich für Parkplätze so nahe an dem Fluggebäude. Tobias war eifrig um seinen Gast bemüht und erzählte ihm, wie es jetzt zur Unterbringung weitergehen würde. Über die Autobahn würden sie bis in den Bezirk Glyka Nera fahren, um dann über die Straße ins Zentrum zu kommen. M wohne in dem renommierten Hotel Electra Palace Hotel Athens, das nahe am Syntagmaplatz am Rande der Plaka liege. Bis dahin seien es 32 Kilometer. Noch bevor sie in das Auto eingestiegen waren, hatten sie sich verständigt, sich während der Reisezeit zu duzen. Unkompliziert und natürlich, wie Tobias war, fühlte sich M in seiner Gesellschaft sehr wohl. Im Auto nahm er sich die Krawatte ab.

Sie fuhren zunächst über die A 6, eine wunderschön anzusehende Autobahn mit Blumenrabatten auf dem Mittelstreifen, hellen Randsteinen als Begrenzungen.

Wo gab es in Deutschland eine so die Augen einladende Autobahn, fragte sich M. Für die Stadtautobahn müssen sie Maut bezahlen. Im späten Sonnenlicht fahren sie im alten Auto wie auf einer Spazierfahrt über das Land. Es gibt fast keinen Verkehr. Schon bald ziehen die ersten Häuser an ihnen vorbei. Die Stadt begrüßt M, als sei sie aufgeräumt für ihre Gäste und strahle die heitere Eleganz einer ungebrochenen hellenischen Lebenslust. Er sieht zunächst nur die Gebäude. Straßen huschen an ihm vorbei, ziemlich leer, meistens ohne Bäume, aber nicht sonderlich verarmt, schon gar nicht Zeugnisse eines Landes am Rande einer Katastrophe. Seine Augen fühlen sich wohl, die warme Luft tut so gut. Aber er hat sich vorgenommen, immer wieder klar zu machen, dass es keine weiteren Hilfgelder geben dürfe, dass mit diesem Land nicht bedingungslos über Hilfe zu verhandeln sei. Griechenland habe es versäumt, die verabredeten Reformen vorzunehmen, erhalte viel zu viel Geld ohne Gegenleistungen. Das will er immer wieder monieren. Als Politiker muss er anders argumentieren als ein Mensch fühlt, der die sonnige Wärme genießt auf der Anfahrt in die große attische Stadt.

Als Mensch fühlt er sich gut mit seinem Begleiter. Tobias lässt sofort erkennen, dass er große Sympathien für die Syriza-Regierung hat, die seit knapp vier Monaten die Macht im Land beansprucht. M verachtet diese neuen Regierungsvertreter, den Ministerpräsidenten, noch mehr den Finanzminister. „Sie verspielen die Zukunft dieses Landes“, macht er gegenüber Tobias gleich auf den ersten Kilometern ihrer Reise seine Position deutlich. Tobias bleibt höflich und in seinen Worten vorsichtig. Er weiß, er ist in erster Linie Dienstleister. Er will, dass M zufrieden mit ihm ist und ist sicher, dass er als Begleiter große kulturelle Potenziale hat, die den Gästen stets imponieren. „Ich bin hier in Athen zuhause wie ich in Berlin zuhause bin. Ich versuche zu verstehen, was hier geschieht, und ich versuche zu verstehen, was die deutsche Regierung und Europa antreibt, ihre Politik gegenüber diesem Land so gnadenlos voran zu treiben.“ M hört sich das gewissenhaft an. Er beschließt, Tobias als Sparringspartner für seine ernsthaften politischen Gespräche zu nutzen. „Du musst verstehen lernen, dass wir gar nicht anders können, als dieser Regierung einen Riegel vorzuschieben. Sie nehmen, liefern aber nicht. Sie brauchen immer mehr und verachten uns. Sie haben keine Manieren und keinen Stil in der Politik.“ M versucht bewusst, in seinen Ton Schärfe zu legen. Er testet die Reaktionen.

„Schon wieder Geld für Griechenland. Wer kann das noch hören? Wer so die europäische Politik verkauft, wird der Lage hier nicht gerecht.“ Tobias bleibt sehr ruhig beim Sprechen. Aber auch er möchte klarmachen, dass er keiner politischen Diskussion aus dem Weg gehen wird. „Wir sehen die Entwicklungen halt verschieden. Das muss uns aber die gemeinsamen Tage nicht versauern“, fügt er hinzu. Um M lächelt und bestätigt: „Nichts lieber als das: Wir streiten und wir mögen uns.“ Schnell erreichen sie den Ortsteil Glyka Nera. Hier verlassen sie die Autobahn und fahren durch nun höher werdende Straßenschluchten in Richtung Innenstadt. Der Verkehr ist weiterhin fließend, nur wenige Autos sind auf den Straßen.

„Das soziale Problem ist einfach zu erklären“, meint Tobias. „Von den Krediten, die ihr vergebte, sehen die griechischen Normalbürger keinen Cent. Die kämpfen vielmehr mit enormen Einschränkungen und sind die Leidtragenden von Missständen und Versäumnissen, die sie gar nicht zu verantworten haben. Ihr tut so, als lebten die Griechen in Saus und Braus und lassen es sich wohl ergehen

auf ihren Hängematten. Du wirst sehen, es ist leider anders. Schuld tragen korrupte Politiker, vor allem die der früheren Regierungen. Und Schuld tragen die reichen Steuerflüchtlinge, die das Geld außer Landes tragen. Sie sind von den europäischen Maßnahmediktaten so gut wie nicht betroffen. Hier muss sich riesig viel ändern, wenn das Land wieder auf die Beine kommen will. Das wissen die meisten Griechen. Aber das lässt sich nicht von heute auf morgen, und schon gar nicht durch die Sparkommissare aus Brüssel erreichen.“

Sie fahren nun durch Papagon und dann durch Kesarani. Die Häuser an den Straßen werden höher und stehen dichter. Auf den Straßen bleibt der Autoverkehr dünn. Früher wälzte man sich hier in unendlichen Schlangen Meter für Meter der Innenstadt entgegen, weiß Tobias zu berichten. Auf den Bürgersteigen wird es hingegen nun voller. M sieht sie jetzt die vielen Menschen mit einer Plastiktüte in der Hand, in ärmlicher Kleidung. Es mehren sich Kaffeehäuser und Restaurants. Die Tische auf den Bürgersteigen sind leer, viele sind geschlossen. Das Steinmeer Athen lässt nur wenige Blicke in Parks und Grünanlagen zu. In Zoografas sieht M eine städtische Grünanlage, grau schon im Frühling mit vielen Menschen, die unter den Bäumen liegen. Sie biegen nun ins Zentrum ein. Kurz taucht nicht weit von ihnen schon die erhabene Akropolis im nachmittäglichen Licht der tief stehenden Sonne auf. Sie erreichen die Vasilissis Amalias, und zur Linken sieht er das Parlamentsgebäude, das früher das königliche Schloss war. Es bietet die bekannte Kulisse, wann immer über eine weitere Griechenland-Katastrophe im Fernsehen zu berichten ist. Es ist still. Der Platz ist leer, sauber, und die großartigen Anlagen des politischen Zentrums versöhnen M für einen Augenblick mit den voran gegangenen Eindrücken einer verlorenen Bürgerlichkeit der Jahrtausende alten Stadt.

Tobias nutzt die erhabene Kulisse des Augenblicks und erzählt M, wie sehr die Griechen unter den Bildern leiden, die deutsche Medien über das Griechenland der Gegenwart malen. Er selber wisse, wie inzwischen Angst auch die Deutschen befällt, weiterhin in dieses beliebte Reiseland zu fahren. „Du musst wissen, wie viel südländischen Stolz die Hellenen in sich tragen. Auch deshalb kamen wir aus dem Norden so gerne hier hin.“ Er meinte, nicht nur die Antike und die Küsten des Lichts hätten Griechenland bei den deutschen Touristen so beliebt gemacht. Es seien auch die Menschen, ihre Bewegungen, ihre Musik, ihr Ausdruck im Tanz, ihr Glanz in den Augen, wenn von ihrer großen Geschichte die Rede ist. Es sei nun derselbe Stolz, der es so schwermache, die europäischen Sparauflagen und vor allem den Tonfall hinzunehmen, wie von ihnen eine Einschränkung nach der anderen gefordert werde. In Ansehung des Syntagmaplatzes meint M nur kurz: „Jetzt nur nicht sentimental werden.“

Nur wenige Meter vom Syntagma entfernt hält Tobias in einer kleinen Straße, die schon den Hügel aufwärts in die Plaka führt vor einem herrschaftlichen Hotel. Sie sind angekommen im Electra Pallace Athena. In Sichtweite stehen einige schwere Limousinen. Tobias führt seinen kleinen Wagen in die Hotelvorfahrt und hält direkt vor dem Eingang. M ist es fast ein wenig peinlich, als Person des Zeitgeschehens in diesem vergleichsweise klapprigen Fuhrwerk ohne Krawatte den Blicken der Livrierten ausgesetzt zu sein. Freundlich nähert sich einer von ihnen, öffnet den Türschlag. Welcome in Athens. Tobias übergibt einem anderen Hoteldiener die Autoschlüssel. Das Gepäck wird in die klimatisierte Halle getragen. Eine freundliche Hostesse kümmert sich um M. Auf seiner Zimmerkarte prangen die fünf Sterne des Hotels.

Gediegener Luxus in den Hotels ist M nicht fremd. Sein Zimmer im dritten Obergeschoss lässt nichts zu wünschen übrig. Es ist geräumig, wohltuend temperiert. Das Badezimmer mit viel Marmor ist sauber, für viele kleine Annehmlichkeiten ist gesorgt. Über ihm auf dem Dach ist ein Swimmingpool. Was aber über alles hinausragt, was er bisher kennen gelernt hat, ist die Sicht von seinem Zimmerbalkon, die nach Westen geht. Er blickt in die verwinkelten Häuser der Plaka, die wie angeklebt am Ostabhang der Akropolis dicht verschachtelt vor ihm liegen. Über ihnen glänzt im abtauchenden Abendlicht die Akropolis, fast zum Greifen nah. Erhaben schaut auf ihn das Dach des Parthenon hinab, noch immer wie seit Jahren in Teilen eingerüstet. Die oberen Teile der Propyläen sind zu sehen, der Niketempel, zu ahnen die Karyatiden vor dem Erechtheion, für M Inbegriff der Schönheit menschlicher Gestalten aus der Antike. Die mächtigen Burgmauern liegen bereits im Schatten der rasch aufziehenden Dämmerung. Aber die restlichen Sonnenstrahlen lassen die obere Akropolis noch glühen.

Für einen Augenblick überwältigt M das Panorama. Er weiß, die Stadt kann er auf dieser Reise nicht genießen. Gerne wäre er jetzt gleich losgezogen, durch die Plaka den Burgberg hinauf bis zu den Propyläen, hätte sich auf die Stufen des Parthenon gesetzt und hätte die weiten Blicke über die Stadt zu den Bergen im Norden und zum Ägäischen Meer im Süden und Westen gleich am ersten Tag genossen. Er duftete solche Sentimentalitäten gar nicht erst zulassen und erledigte schnell ein paar notdürftige Handgriffe, um sich in seinem neuen Reich einzurichten. Mit Tobias hatte er sich im Restaurant auf der Dachterrasse verabredet, wo sie gemeinsam ihr erstes Abendessen einnehmen wollten.

M hatte sich frisch gemacht, trug eine schwarze Hose und ein weißes offenes Hemd. Auf dem Balkon vor seinem Zimmer hatte er sich vergewissert, dass es einen warmen und windstillen Abend geben würde. Ihm tat dieses frühlommerliche, noch nicht zu heiße Wetter nach dem langen kühlen Winter im Norden sehr wohl. Oben auf der Terrasse traf er Tobias, der mit zwei älteren Herren an einem Tisch in der Ecke der Terrasse saß, von der aus der Blick direkt auf die Akropolis ging. Es war ruhig hier oben, und erste elektrische Lichter hoben sich gegen den im tiefen Violett getauchten dunkel werdenden Himmel. M wurde von Tobias den beiden vorgestellt. Der eine war Manager im Hafen von Piräus, der andere Direktor einer Versicherungsgesellschaft. Sie verständigten sich in Englisch, das alle vier nur leidlich beherrschten, so dass Tobias hin und wieder dolmetschte.

Der Hafenmanager gab schnell zu verstehen, dass er der neuen Regierung mehr vertraue als den vergangenen, die Griechenland tief in die Krise geführt hätten. Der Versicherungsdirektor hielt von der neuen Regierung nicht viel, weil ihre Mitglieder Populisten seien, Maulhelden, die in der Sache wenig Ahnung hätten. M fühlte sich ihm innerlich besonders verbunden, obgleich ihm der Hafenmanager eigentlich sympathischer erschien. Es wurden prächtige Speisen aufgetischt, und auch der Wein war für den Weinkenner M vorzüglich. Den langen Abend sprachen sie nur über die Zustände in Griechenland, und M war froh, dass er nicht über andere Dinge ins Gespräch gezogen wurde. Der Blick über diesen Teil der Stadt stand im härtesten Kontrast zu ihren Gesprächen. Es war kaum ein anderer Ort vorstellbar, an dem sich die Kulturgeschichte der Menschheit mit den erhabenen Schönheiten der gestalteten Natur auf so vollendete Weise vereinigte

wie auf dieser Terrasse. Doch sie redeten in den Szenarien von Untergang eines sich verlierenden Landes.

„Sie dürfen sich nicht irritieren lassen, wenn Sie lesen, dass hier deutsche Fahnen verbrannt werden, ihr Finanzminister verhöhnt und die große Bundeskanzlerin zu einer Karikatur verzerrt wird“, meinte der Hafenmanager. In einer so erhitzten Atmosphäre gebe es solche widerlichen Ausreißer nun mal, und auch auf deutscher Seite gebe es viele Scharfmacher, die nicht zimperlich über Würde und Stolz der Griechen hinweggingen. Der Versicherungsdirektor meinte, den Deutschen mangle es an Verständnis dafür, was den Griechen bereits alles abverlangt worden sei. Er stelle sich vor, es gebe solche Einschnitte in Deutschland, wie würde dann wohl die Stimmung in der Bevölkerung sein?

M wusste, dass dieses Treffen nicht geplant war. Anders als in Deutschland ist es hier üblich, sich mit anderen an einen Tisch zu setzen, wenn sich die Gelegenheit dazu ergibt. Er war froh, dass er gleich am ersten Abend zwei so wichtige Vertreter der Wirtschaft traf, um im Gespräch mit ihnen sein Geschick in seiner diplomatischen Rolle zu erproben. Als etwas misslich empfand er, dass er hier ohne Krawatte auftrat, weil ihm gegenüber so gut ausgestattete Anzugsträger saßen. Umso freundlicher und Konfrontationen vermeidend parierte er die Statements seiner Tischnachbarn. Die Kanzlerin im Nazioutfit zu charakterisieren, fördere sicher nicht einen Abbau der Emotionen in diesem Streit, gab er zu verstehen, und außerdem könne man sich natürlich nicht vorstellen, dass es in Deutschland je derartige finanzpolitische Verwerfungen geben könne wie in Griechenland, weil das Verständnis von staatlicher Verwaltung und der Kontrolle des staatlichen Handelns in seinem Land vollständig anders ausgeprägt seien. M wollte mit seinen Beiträgen den Brennpunkt auf das Versagen des griechischen Staates lenken.

Tobias hielt sich in diesem Gespräch völlig zurück. Er vermittelte vor allem sprachlich und sorgte sich im Übrigen darum, dass der professionelle Service der Kellner lautlos funktionierte. Im Gespräch und beim Wein werden die drei zunehmend einander zugetan, fast verliebt in den Austausch ihrer Sätze. Der Versicherungsdirektor trägt zur Aufwertung von M bei, indem er seinen hohen Respekt vor der deutschen Politik äußert, seinem Land finanziell zur Seite zu stehen. „Ohne die Deutschen wäre hier längst alles zusammengebrochen und wir hätten eine Drachme, mit der wir Obst, Gemüse und Ouzo kaufen könnten, sonst aber nichts“, meint er. Er macht M Mut. Als Deutscher werde er in diesem Land auf viel freundliches Interesse stoßen. Als Deutscher sei man auch deshalb hierzulande besonders willkommen, weil man als Gegenbeispiel für die vermeintliche Abneigung des deutschen Staates gegen Griechenland angesehen werde. „Sie sind ja nicht ein Angestellter der Troika sondern ein angesehener Parlamentarier.“

Vom Hafenmanager erfährt er noch, dass sein Gehalt jetzt bei 4.200 Euro monatlich gedeckelt sei. Viel mehr könne man als Angestellter in Griechenland zur Zeit nicht mehr verdienen. Gegenüber früheren Zeiten bekomme er jetzt nur noch etwa ein Drittel, zahle aber genauso viele Steuern und Abgaben wie vorher. „Aber Sie sehen, mir geht es hier ja noch vergleichsweise gut. Das kann ich von der überwältigenden Mehrheit meiner Landsleute nun wirklich nicht mehr behaupten.“ M bemüht sich klar zu machen, dass natürlich keiner die Verelendung der Menschen wolle. Aber die müssten jetzt durch das Tal der Tränen gehen, damit überhaupt wieder ein geordneter wirtschaftlicher

Aufschwung in Griechenland folgen könne. Arme und verzweifelte Menschen gebe es auch in Deutschland. Künftig müsse den Griechen klar sein, dass es weitere Hilfgelder aus Deutschland, aus den anderen europäischen Ländern nicht mehr geben könne. Wenn es dem Land besser gehen solle, dann müsse das aus eigener Kraft gelingen.

Sie sitzen an diesem warmen Abend auf der herrlichen Terrasse mit dem Blick auf die magisch leuchtende Akropolis noch bis tief in die Nacht. Mehrere Flaschen Wein werden geleert, und köstliche Speisen werden über die Stunden immer wieder frisch aufgetischt. Da bittet M Tobias, sich um die Rechnung zu kümmern, die M mit seiner Kreditkarte begleichen will. Tobias lächelt und antwortet in Deutsch - das die beiden Herren nicht verstehen - das gehe nicht, weil der Hafenmanager die Rechnung bereits beglichen habe. M ist das sichtlich peinlich, zumal er nichts von dem geheimen Minenspiel mitbekommen hat, über das diese Übereinkunft mit dem Kellner herbeigeführt worden war. Umso höflicher bedankt er sich bei den beiden für diesen aufschlussreichen Abend und die geistreiche Unterhaltung, die er mit ihnen gefunden habe. „Ich hoffe, Sie in besseren Zeiten als meine Gäste zuhause in meinem Land begrüßen zu dürfen.“ Sie tauschen noch ihre Visitenkarten und verabschieden sich brüderlich herzlich.

Tobias hatte ihm einen Ablaufplan gegeben, auf dem die Tage in Athen mit den vorgesehenen Unternehmungen zeitgenau vermerkt waren. Am kommenden Tag werde Tobias in der Hotelhalle um zehn Uhr auf M warten und mit ihm einen Spaziergang durch die Innenstadt machen. M fand in der ersten Nacht in Athen schnell einen tiefen und erfrischenden Schlaf. Am Morgen genoss er vor dem reichhaltigen Frühstück ein ausführliches Bad im Pool auf der Dachterrasse des Hotels. Er fühlte sich gut und gestärkt. Mit heiterer Gelassenheit eines Gentlemans reagierte M auf die ängstliche Frage von Tobias, ob er sich am vergangenen Abend durch die Anwesenheit der beiden Herren überfahren gefühlt habe. Es sei nun mal in Griechenland üblich, dass man sich nicht getrennt an einen freien Tisch setze, wenn direkt nebenan Menschen sitzen, die einem sympathisch erscheinen. Für M war der Abend ein hervorragender Einstieg. Er merkte bereits, dass hier alle Gespräche sehr schnell im Politischen landen. Ressentiments hatte er nicht wahrgenommen, und auch sonst entsprachen die beiden Herren seinen Erwartungen an kultivierte und an ebenbürtige Gesprächspartner. Dass sie ihn von der Begleichung der Rechnung ausgeschlossen hatten, fand er nicht richtig. Tobias war über die Reaktion erleichtert und empfand Sympathie für seinen zu betreuenden Gast, obgleich er wusste, wie unterschiedlich ihre beiden Köpfe tickten. Sie verließen das Hotel zu Fuß für den Stadtspaziergang. Die Sonne schien, doch es war nicht sehr heiß. Die Luft war klar, und die Häuser der Plaka strahlten gediegene Bürgerlichkeit und stellenweise die innerstädtische aus dem 18. und 19. Jahrhundert geprägte Pracht aus.

Die Straßen sind eng, die vielen Restaurants und Cafes am Vormittag noch nicht bevölkert. Sie ziehen durch die kleinen Gassen über den römischen Markt und sind bald auf dem Mitropoliplatz mit den beiden kleinen byzantinischen Kirchen. Tobias taucht in die Geschichte und erzählt über die byzantinische Bauweise der Kreuzkirchen, die genau vorgegebenen Baumustern folgte, wo immer das byzantinische Reich seine Macht entfaltet hatte. Erst auf der Ermoustraße kommen sie in die Stadt der vielen kleinen Läden und Handwerker.

Der Bahnhof Monastiraki gibt M einen ersten Einblick in das Aussehen der sozialen Krise im Land. Graffitis häufen sich, Menschen durchsuchen die Papierkörbe, und Bettler aus allen möglichen Ländern lagern um die Eingänge der U-Bahn. M beeindruckt die Säulen der Hadrianbibliothek, wo bereits die ersten Touristengruppen aufgelaufen sind. Boutiquen reihen sich dicht aneinander. Nur wenige haben geöffnet, und die Läden sind leer. Die meisten Auslagen bleiben verdeckt, denn die schweren Eisengitter sind heruntergezogen. Die Straße war einmal ein Paradies für das Shopping. Heute ist sie eher leer, und Zeichen der Verwahrlosung sind unverkennbar. Die Straße ist eng und Fußgängerzone. Die älteren Häuser sind drei Stockwerke hoch gebaut, neuere Häuser erreichen die doppelte Höhe. Tobias merkt an, dass die meisten Bewohner die Mieten nicht mehr bezahlen können. Es gebe sehr viele Leerstände, was die Touristen kaum bemerken würden.

Ein Stück weit gehen sie die Ermou nach links hinunter, biegen aber schnell nach rechts in das dicht gebaute alte Psirri-Viertel. Den Theuseustempel und den Kerameikosfriedhof lassen sie links liegen. „Das antike Athen zeige ich dir an einem anderen Tag“, entschuldigt Tobias seine Routenwahl, wohl wissend, welche Anziehung die alten Säulen und Skulpturen auf die Athenneugierigen ausüben. Das Sonnenlicht strahlt nur selten bis auf das Straßenpflaster in den engen Gassen von Psirri. Hier waren bis noch vor kurzer Zeit die vielen Handwerker und Haushaltswarenläden zu Hause, in denen es nach Gewürzen roch und immer das Hämmern von Kupferblechen oder bei der Eisenbearbeitung zu hören war. Heute ist es ruhig in den Läden und Werkstätten. Auch hier sind die meisten geschlossen. Es gibt keine Kunden mehr.

Aber nicht erst jetzt, schon in der Vergangenheit war dieses Viertel ein Zentrum der Widerspenstigen, ein Schmelztiegel der Ethnien und Kulturen. M fallen die vielen Sprüche an den Hauswänden auf, aufgesprüht und mit Karikaturen in bunten Farben geschmückt, die über aktuelle Akteure in der Krisenzeit erzählen. Auch Köpfe aus Deutschland findet er hier an den Wänden. Dieses Viertel ist schon immer eine Hochburg der Syriza gewesen, erfährt M. Er merkt, wie er sich vergewissert, dass seine Geldbörse fest in der Hosentasche steckt. Richtig wohl fühlen kann er sich nicht in den pittoresken Gassen, und allein wäre er hier nicht gerne unterwegs.

Sie erreichen die Odos Athinas. Diese Straße ist er früher so gerne auf- und abgegangen. Er erzählt Tobias, wie er als junger Mensch dem Charme der Stadt aus Musik, Wein und frischem Essen gerade in dieser alten Straße so gerne erlegen gewesen war. Hier habe er mit Lust die Vereinigung des Okzidents mit dem Orient gespürt. Diese Straße sei für ihn so etwas wie ein Symbol für das Land gewesen, nicht richtig durchschaubar, aber ungemein anziehend für einen, der es aus dem kühlen Norden gekommen gerne genossen habe, dass seine Ordnungen hier nicht gelten wie zuhause. Aber jetzt müsse er sehend zur Kenntnis nehmen, dass er damals wohl einer romantischen Sicht erlegen sei. Nun habe die alte Stadt ihre Patina verloren und die Armseligkeit von Improvisation und Stillstand präge ihr Gesicht. Auf der schnurgraden Straße habe es früher unzählige Straßenhändler und Schuhputzer gegeben. Nun sehe man keine mehr. In den Läden und Werkstätten, die dicht an dicht die Straße säumen, sei es laut und geschäftig wie auf einem Basar zugegangen. Heute sei es vergleichsweise mucksmäuschen still. Gleich würden sie zu den Markthallen kommen, da sollten sie einen Kaffee trinken. Er könne sich noch gut erinnern, was es da alles zu

kaufen gegeben habe. Solche Auffahrten an Fleisch und Fisch habe er nie wieder in einem Leben gesehen. Meerestiere, Muscheln und Oktopus verbinde er heute noch mit diesen Hallen, in denen die Händler ohrenbetäubend für die Aufmerksamkeit der Augen und Nasen geworben hätten.

Nur wenige Schritte die Athinas runter, und schon sind sie bei den Hallen angekommen. Großartig findet M auch heute das Wiedertreffen mit ihren Gebäuden. Aber es ist wenig Betrieb auf den Märkten. Es gibt sie zwar noch, die Stände mit den Gewürzen, Nüssen, Oliven, die Hallen für Fisch und Fleisch. Aber Betrieb ist nur bei den einfachen Ständen, die Obst, Gemüse und vor allem Kartoffeln, Zwiebeln und Tomaten verkaufen. Es ist sehr leise in den Hallen. Viele Menschen eilen mit ihren Plastiktüten. Den Marktschreibern ist die Stimme abhandengekommen, und viele Menschen tragen tiefe Schatten auf ihren Gesichtern. Nur am Ausgang zur Aristogitanos, wo die Ouzo-, Wein- und Likörfässer auf den eiligen Gast warten, ist es etwas lebhafter. Da sitzen auf den Stühlen die alten Männer und reihen in ihren Händen die Kugeln der Bernsteinketten. An den Wänden sitzen und hocken viele, die sehnsüchtig darauf warten, dass ihnen etwas abgegeben wird.

Sie verlassen die Markthalle östlich zur kleinen Eoloustraße mit ihren vielen Kaffees und Restaurants. Nur wenige nahe der Markthalle sind geöffnet, und an den Tischen sitzen Touristen. Tobias und M setzen sich zu ihnen mit dem Blick in die enge Straße in nördliche Richtung. An den Fassaden ist lange nichts mehr renoviert worden, und auch die Bürgersteige sind brüchig. „Für so etwas gibt es kein Geld mehr, und viele Handwerker verlieren auch deshalb ihre Arbeit“, merkt Tobias an, weil M etwas voreilig gemeint hatte, hier täten Sanierungen aber wirklich not. „Je weiter wir die Straße hoch kommen in Richtung Omoniaplatz, desto verwahrloster wird die Stadt, desto trauriger ist die Situation der Menschen“ hört M von Tobias.

M fällt es schwer, Bilder und Eindrücke in klaren Aussagen zu summieren. Der Zerfall der Stadt ist offensichtlich. Allerdings gibt es Städte in Europa, deren Erscheinungsbild noch viel armseliger ist. Auch Athen hatte wie das ganze Land ständig über seine Verhältnisse gelebt, sagte sich M. Er suchte nach Vergleichen mit Städten im Süden Italiens, sogar mit Marseille. Viele Menschen, die er sieht, dauern ihn in ihrer Hilflosigkeit und in ihrem offensichtlichen Elend. Doch sieht er die nicht auch in Berlin, gehören sie nicht zu jeder großen Stadt in der globalen Welt? Er stärkt sich in der Auffassung, dass dieses traurige Schicksal einer Verliererschicht der Menschen nicht zum Instrument der Erpressung für eine Politik des Pumps auf Kosten anderer Länder gemacht werden darf. Das Bild seines Finanzministers im Rollstuhl geht ihm durch seinen Kopf und dessen Aussage, ein kühler Kopf sei jetzt wichtiger als ein heißes Herz. „Und dann noch die vielen Migranten und Flüchtlinge auf den Straßen“, sagt er zu Tobias. „Armut zieht Elend an, und der Strudel nach unten beginnt.“

Sie gehen durch die Sophoklesstraße. Auf den Mauervorsprüngen oder schlicht auf dem Boden sitzen in den überdachten Arkaden Dutzende arabisch Aussehende und Schwarze oder ziehen unruhig hin und her. An einem kleinen Park verdichten sich die Menschen. Kostenlos wird dort Essen verteilt – von Menschen, wie Tobias anmerkt, die selber kaum noch etwas zu essen haben. Weniger Meter weiter gehen sie an einer langen Schlange vorbei. M sieht die erste Suppenküche in seinem Leben, in der die Stadt Athen die Ärmsten der

Armen am Leben hält. Sie sind nicht weit, nur fünf Häuserblöcke von der Stadiou entfernt, eine Prachtstraße Athens, in der die Banken, Konzerne und Ministerien ihre protzigen Gebäude haben. Das soziale Rückgrat in der Stadt sind die Nachbarschaften, erklärt Tobias das aggressionsfreie Treiben an diesem sozialen Brennpunkt, an dem die Katastrophe zu Hause ist und das Leben ohne einen einzigen Euro weiter gehen muss. „Würden die Griechen auf den Staat setzen wie in Deutschland, wäre das Land längst untergegangen“, meint Tobias und fügt hinzu: „Die Milliarden werden hier nämlich nie ankommen.“

M erkundigt sich, wie viele Flüchtlinge es in Griechenland gebe. Genaue Zahlen gebe es nicht, erfährt er, aber 500.000 seien es mindestens, wahrscheinlich eher eine Million, fast alle nicht registriert, illegal. „Warum schickt sie der Staat nicht wieder zurück“? fragt M, „für 11,4 Millionen Einwohner sind das doch viel zu viele Flüchtlinge.“ Mal abgesehen davon, dass der Staat wie bei vielen anderen Aufgaben bei diesem Problem völlig überfordert sei, gebe es bis auf die kleine Gruppe der Nazis bei den Griechen eher das Gefühl und die Tradition, Fremden helfen zu müssen, als sie vor die Tür zu setzen, meint Tobias. „Das gehört sich in diesem Land einfach nicht, um es mal unpolitisch zu sagen“, fügt er hinzu. Außerdem sei es nicht so, dass der Staat passiv sei. Gerade vor wenigen Monaten sei die Polizeiaktion „Xenios Zeus“ gelaufen. Da machten in Athen Hundertschaften von Polizisten Jagd auf Flüchtlinge. 16.000 wurden vorübergehend festgenommen, 2.000 wurden abgeschoben. Die Aktion sei am Widerstand der Bevölkerung gescheitert. Nun kommen täglich immer mehr Flüchtlinge in die Stadt. Die Behörden würden pro Woche aber nur 20 Anträge bearbeiten, ein Tropfen auf den heißen Stein. Hilfe vom Staat gebe es nicht. Es würden keine Unterkünfte zur Verfügung gestellt. Das Flüchtlingsproblem laufe in Griechenland in völlig anderen Bahnen als in Deutschland. „Aber warte nur, bald werden sie auch euer Land fluten.“ M muss lächeln.

M ist das Thema Flüchtlinge peinlich. Er weiß, dass Europa ihnen gegenüber versagt. Er unterdrückt sich die Behauptung, nicht nur Griechenland könne in der Asylfrage eigentlich von Deutschland viel lernen, aber er verweist auf die Parallele, dass hier wie dort politisch von den Flüchtlingsproblemen nur die Rechten profitieren. Wenn M vor irgendetwas Angst hat, dann vor einer Machtverschiebung in der Gesellschaft nach rechts. Das Argument nimmt Tobias gerne auf, als sie in die Sokratesstraße einbiegen, die nach Norden Richtung Omoniaplatz führt. Die Polizei ist hierzulande geächtet, weil zu viele ihrer Mitglieder eng verbunden mit der Chrysi Avgi, der Goldenen Morgenröte sei, die Naziartei in Griechenland, die bei den Wahlen im Januar mit gut 6 Prozent der Stimmen ins Parlament gezogen sei. Gerade diese Quartiere, durch die sie gerade gehen, seien ihre bevorzugten Aktionsgebiete. Nachts zögen sie durch die Straßen, vor allem mit ihren Motorrädern, laut und Schrecken verbreitend und überfielen die wehrlos in den Straßen lebenden Flüchtlinge. Von der Polizei gebe es nur in seltenen Fällen eine Reaktion. Die Rowdies in der Nacht mit ihrer Jagd auf Menschen, seien in der Regel die Faschisten aus den Reihen der Chrysi Avgi.

M hat eine Abneigung gegen die Bezeichnungen Nazis und Faschisten. Er will nicht gelten lassen, dass Menschen, die in die unangenehmen Ränder der Rechten abdriften, als Erbe von Hitler und einen Gefolgschaften gerückt werden. Fremdenfeindlichkeit erscheint ihm als eine notwendige, wenn auch traurige Folge einer offenen Asylpolitik. Aber er kann Tobias nicht widersprechen, als der meint, dass Fremdenfeindlichkeit umso gefährlicher werde, je straff organisiert ihr eine Partei zur Seite stünde, wie es die Goldene Morgenröte nun einmal sei.

„Sie werden sicher nicht das Bedürfnis haben, sich mit Herrn Michaloliakos, ihrem Führer zu treffen.“ Nein, dieses Bedürfnis hat er nicht und darf es auch aus Parteidisziplin auch nicht haben. Dass es auch auf Seiten der Flüchtlinge Einige gibt, die kriminell sind, bestreitet in diesen Stadtvierteln keiner, weil alle miterleben, was vor ihrer Haustüre geschieht. Aber Kriminalität sei kein ethnisches Gen. Sie gedeihe ebenso unter den verarmten Griechen, die zunehmend ihre Wohnungen verlieren und keinerlei finanzielle Unterstützung haben. Drogen und Prostitution seien das markanteste Feld dieser Kriminalität. Selbst in einem Sozialstaat wie Deutschland sei das so. Wenn Tobias so spricht, schaut M sprachlos ins Weite. Solche Gedanken passen nicht in sein Bild von Politik.

Sie kommen an einem kleinen Markt vorbei. Zahlreiche Tische waren aufgestellt, auf denen es alle nur denkbaren Waren gibt. Auch gibt es Tische mit Obst und Gemüse. Sie werden von Bauern betrieben, die ihre Ware in die Stadt bringen und zu sehr niedrigen Preisen verkaufen, da sie keine Handelsspannen berechnen. Ansonsten gibt es nur Tauschgeschäfte. Computer wechseln den Besitzer für Kleidung, Kartoffeln und Tomaten für einen Tisch und Stühle. Griechen und Migranten arbeiten auf diesen Märkten und in den Tauschringen zusammen, Nachbarschaften finden Kommunikation und Geschäfte auf Gegenseitigkeit. Viele Spenden kommen auf diese Märkte, auf denen fast nie mit Geld gehandelt wird.

Es gibt nur wenige Blickkontakte für M, als sie an diesem Markt entlang schlendern. Die Geschäftigkeit absorbiert das Nachdenken über morgen. Heute zu überleben, ist das Gebot des Augenblicks. Das ist ja immer noch der Anfang, geht es M durch den Kopf. Es wird sie noch schlimmer treffen, ahnt er. Und wenn er dennoch hin und wieder den Gesichtsausdruck von Männern und Frauen erhascht, dann meint er Angst in den ernstesten Gesichtern zu sehen, Angst, die sie hier alle eint. Mit Angst kann M nicht umgehen, er versteht sie nicht. Die Angst wird immer städtischer, je mehr sie sich dem Omonia nähern. Die Häuser sind nun stattlicher, und ihr in Teilen jämmerlicher Zustand wird durch vielfach übersprühte Graffiti gedämpft, die jäh in die Augen springen. Der Verkehr herumlaufender Menschen wird stärker, wenngleich sich der Strom der Autos, die über die Stadioustraße auf den Platz rollen, überschaubar bleibt. Diese Straße biegen sie nun zu dem großen Platz ein, auf den die breiten Achsen und kleinen Straßen aus Ost und West, aus Nord und Süd zusammenlaufen.

Seine Bedeutung als Treffpunkt Athens und als Mittelpunkt des wirtschaftlich aufstrebenden Landes in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat der Platz der Einheit längst verloren. Sein großes Oval bleibt mit dem U-Bahnknoten und den vielen namhaften großen Straßen, die von ihm ausgehen, ein Verkehrshotspot, ist aber heute eher Mittelpunkt der multikulturellen Viertel mit bitterer Armut um ihn herum. Nur noch wenige Warenhäuser wie das Hondos gibt es, leer, wie die meisten Geschäfte rund um den Platz. In ihnen hausen – illegal – vornehmlich Migranten und zunehmend auch obdachlos gewordene Griechen. In den Stadtvierteln, die den Platz umgeben, leben über 60 Prozent der Menschen unterhalb der Armutsgrenze. Fast 70 Prozent der jungen Menschen sind ohne Arbeit, behaupten die Statistiken. Gleich nordöstlich an den Omoniaplatz schmiegt sich der Stadtteil Metaxourgiou, eine pittoreske Kulisse vom Platz aus gesehen, eine no go area, wie der Reiseführer mitteilt, den M in seiner Tasche hat.

„Ich wäre mit dir auch noch weiter über den Platz in die nördlichen Viertel gezogen, meinetwegen zum Aristoteles Platz. Aber das erspare ich dir. Dort würdest du über das Elend des Drogenhandels, der Dealer und der Yuppies stolpern.“ Tobias schaut ihn traurig an und meint, es gebe Gesichter des Elends, in die man nicht schauen könne. M erinnert sich, was er alles über den Görlitzpark in Berlin gelesen hat. Er selbst hat diesen Platz gemieden, ist nie in den Park gegangen. Hier stellt er sich das den Verlust des Lebens in den eng gebauten Straßen noch viel schlimmer vor und verzichtet gerne auf eine Besichtigung. Der Niedergang des Landes schreit ihm bereits schrill genug am Randes des Omonia an, am Tisch mit einem Kaffee und einem Glas Wasser. Er sieht sie, die vielen fremd aussehenden Menschen, er sieht Prostituierte, scheue Gestalten, die nach Drogen suchen, er sieht die großen Gebäude, beraubt ihrer Bestimmung, er sieht die Unwirtlichkeit der Stadt, die gegen den Dreck, gegen ihren Verfall nicht mehr ankommt. Er ist in der Fremde angekommen, von der er so viel weiß, dass sie ihn nie beherrschen darf.

Viele Verwüstungen, so erfährt er von seinem Begleiter, sind Folgen nächtlicher Plünderungen, bandenmäßiger Überfälle der Rechten. Auch die anarchistischen Gruppen haben auf dem Platz und um ihn herum ihre Hauptquartiere. Mittendrin, ohnmächtig und den Rivalitäten ausgesetzt, Flüchtlinge mit einem Bündel Decken unter dem Arm, Kinder ohne Schuhe. M hat das Bild von Flutsand vor Augen. Karitative Hilfen sind der Grund, dass sie überleben. Dieser Bereich der Stadt entsteht bereits jenseits der bewundernswerten Solidarität und gegenseitigen Unterstützung in den nahen Stadtvierteln, die sie durchlaufen hatten. Hier wachsen aus der Schar der verlassenen und entmutigten Menschen neue Gemeinschaftsstrukturen jenseits eines Gesellschaftsvertrags. Auf diesem großen Platz stranden viele, für die nichts mehr geht, was sozial genannt werden kann. Hier beginnt die Endstation. „Dieser Platz war einmal das Symbol vom griechischen Traum. Heute ist er das Symbol für ein verlierendes Land.“ Tobias und M haben sich für einen Kaffee nahe der U-Bahnstation niedergelassen. Zwei aufreizende Schönheiten pendeln vor ihnen auf und ab und bieten sich für 20 Euro an. Ein Junge, sicher nicht älter als 15 Jahre, schlürft auf sie zu und bietet ihnen Crack an, billig, wie er meint. Touristen sind nicht zu sehen. M und Tobias sind Exoten, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. M ist froh, dass er einen Polizisten nicht weit von ihnen sieht, der Sichtkontakt hält. „Nachts sollten wir hier nicht sein.“ Das sagt Tobias, der seine Stadt so gut kennt und ihren Problemen nicht aus dem Weg geht.

Der Platz, der einmal das Tor für die Stadt Athen gewesen ist, liegt vor ihnen wüst und leer. Wie um ein großes U laufen die weiten Straßen um ihn. In der Mitte ist er betonierte, nur von großen Lüftungsschächten für die U-Bahn in seiner Öde gebrochen. Die großen Geschäfte sind weg. Mit ihnen diejenigen, die das Geld machten. Die verbliebene Mittelschicht hat ihre Kundschaft verloren, ist verarmt und arbeitslos geworden wie die vielen Arbeiter, die hier noch wohnen. Der Staat hat sie längst sich selbst überlassen. Jetzt sind die Flüchtlinge dazu gekommen, weil immer mehr Räume leer standen. Man schätzt ihre Zahl rund um den Platz auf 60.000, ungefähr ebenso viele wie die Griechen, die hier ursprünglich wohnten. Der Strukturwandel läuft ohne Programm. Zuerst kapituliert der Sozialstaat, dann auch der Rechtsstaat. Selbst die großen Proteste gibt es nicht hier, sondern vor dem Parlament am Syntagmaplatz. Wer hier lebt – und es sind sehr viele – ist sich selbst überlassen. Viel Geld ist in diese

Betonwüste vergraben worden. Die Lebensqualität ist kontinuierlich gesunken. Europa reicht nicht bis zum Omoniaplatz.

Hinunter in die Metro steigend fahren Tobias und M mit der Linie 2 nach Ellinikon, dem ehemaligen Flughafen von Athen, nahe am Ägäischen Meer gelegen. Dort hatte Tobias mit dem deutsch sprechenden Arzt Georgis Vichas einen Gesprächstermin vereinbart. Seit 2001 ist der Flughafen geschlossen. Keiner der hochtrabenden Pläne, das Gelände in einen großen Freizeitpark umzuwandeln, ist je in Ansätzen umgesetzt worden. Das imposante Hauptgebäude des finnischen Architekten Eero Saarinen steht noch, leer - unter Denkmalschutz. Eine Tafel erinnert an das blutige Attentat vom 5. August 1973. Zwei Terroristen der Gruppe Schwarzer September hatten eine Lounge für Passagiere unter Feuer genommen. Drei Menschen starben, 55 wurden verletzt, zum Teil schwer. M war da noch ein Halbwüchsiger, der sich für die Beatles interessierte. Lange steht er vor der Tafel. In seinem Kopf fügen sich assoziativ Attentate zu einem Bild zusammen. Er ist sich sicher, in diesem Bild das tödliche Muster des bewaffneten Terrorismus zu sehen, in dem unschuldige Menschen die Opfer sind, die sich in solchen Situationen nicht einmal wehren können. Und keiner kann diese Menschen schützen vor dem gierigen Angriff anderer Menschen, die sich über die Menschheit hinwegsetzen. Das empfindet M als das Versagen der Politiker. Das schmerzt ihn persönlich. Er als Politiker ist das Opfer hinter den Opfern. Nach diesem Muster läuft es immer wieder überall auf der Welt, zuletzt vor wenigen Wochen in Paris gegen die Charlie Hebdo und gegen einen jüdischen Supermarkt. Die Bilder gehen M am Ellinikon durch den Kopf, und er fröstelt in der warmen Sonne am frühen Nachmittag im Süden von Athen.

Das Gelände ist unübersichtlich. Es gibt ein Straßenbahndepot, und offensichtlich gibt es zahlreiche Zwischennutzer in den Hallen. Was ins Auge sticht, sind riesige Müllberge, um die Hunde streunen. Hinweisschilder für Abflug und Ankunft stehen noch, trostlos in den leeren Weiten, in die sie hinweisen. Tobias kennt sich hier offensichtlich aus. Der Fußmarsch ist nicht kurz. An dessen Ende stehen sie vor einer Halle, ähnlich einer Baracke. Hier warten viele Menschen, Kranke vor allem, aus der Gesellschaft Gefallene am Ende der Kette aus Armut, Schwäche und Alter. Im Inneren der Baracke ist Betriebsamkeit, spartanische Ordnung. Er sieht in freundliche Gesichter von Helfenden, sieht viel Verzweiflung und Niedergeschlagenheit bei den Hilfe Suchenden. M kommt sich vor wie in einer Halle in einem Flüchtlingslager, die als Krankenstation hergerichtet ist. Ihn dauern die Menschen, die auf diesen Flugplatz kommen müssen.

Wie hat es der Staat so weit kommen lassen können, geht es durch seinen Kopf. Humanität, da ist er sich sicher, ist ein schlechter Ratgeber für die Politik. Die Humanität hat eine eigene Dialektik. Sie verschlingt die finanziellen Ressourcen des Staates und erodiert das soziale Gefüge eines Landes am Ende. Sie hilft nicht den Flüchtlingen und schadet einem großen Teil der eigenen Bevölkerung und zieht ihn in einem Strudel hinunter auf einen Status, auf dem es nur noch ums Überleben geht. Sie hilft nicht den Flüchtlingen, sie hilft nicht dem Ausgleich in der eigenen Bevölkerung. Sie erzeugt die Schiefäden in der Gesellschaft, die schließlich das demokratische System zerstören müssen. M schöpft aus den Bildern, die er sieht, Mut für seine Existenz als Politiker. Er glaubt an die Lernlektionen auf dieser Reise. Heute studiert er das Kapitel Humanität in der Politik mit einem für ihn wichtigen Lehrsatz.

Georgis Vichas arbeitet hier mit zweihundert weiteren Kolleginnen und Kollegen ohne Bezahlung. Seit vier Jahren haben sie gemeinsam ein medizinisches Versorgungszentrum aufgebaut, das ausschließlich mit Spenden arbeitet, ohne Banken, ohne staatliche Unterstützung. Der Doktor ist mit 53 Jahren ähnlich alt wie M. Der Empfang ist kühl, sachlich, ruhig, ohne griechisches Pathos. „Ich kultiviere hier auch meine in Deutschland erworbenen Eigenschaften, lächelt er und fängt sofort mit seiner sachlichen Berichterstattung an. 70 bis 100 Patienten kommen zu uns täglich, eigentlich viel zu viel, um sie verantwortlich behandeln zu können. Früher war die medizinische Grundversorgung für die Griechen frei. Jetzt müssen sie 50 Prozent der Kosten selber tragen. Wer arbeitslos ist, bekommt nach einem Jahr keine Unterstützung mehr. Fast die Hälfte der Griechen ist in keiner Krankenkasse. Sie sitzen jetzt in der Falle. Kreditkarten nützen nichts, wenn kein Geld auf dem Konto ist. Apotheken geben keine Medikamente aus, ist das Konto nicht gedeckt. Krankenhäuser nehmen keine Patienten auf, wenn nicht im Voraus gezahlt wird. Praxisärzte behandeln nur diejenigen in den Warteräumen, die noch zahlen können.“

Georgis Vichas ist Teil einer breiten Bewegung der griechischen Ärzte. Mit dem Ausbrechen der Krise im Jahr 2010 sind landesweit über 50 provisorische Polykliniken entstanden, in denen Ärzte und Krankenschwestern ohne Bezahlung außerhalb ihres normalen Dienstes die immer größer werdende Zahl der Patienten behandeln, die sonst keine Versorgung mehr finden. Die Medikamente, die sie kostenfrei ausgeben, sind Spenden aus ganz Europa, in Ellinikon überwiegend aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. „Wir nehmen nur Sachspenden an, kein Geld. So bewahren wir uns vor Korruption und den Strukturen einer Hilfsorganisation. Wir wollen ausschließlich unseren hippokratischen Eid ernst nehmen.“ Vichas betont, dass er eigentlich keine Zeit für das Marketing, auch nicht einmal für ausführliche Gespräche habe. Aber er führe sie so gut er könne, weil er in ihnen um die Unterstützung seiner Klinik werbe. „Helfen sie uns, dass möglichst bald möglichst viele Medikamente aus Deutschland geliefert werden.“

M ist von dem bescheiden auftretenden Arzt mit der ruhigen Stimme beeindruckt. Er zückt seine Geldtasche und möchte ihm einen 100 Euroschein überreichen. Vichas lehnt die Annahme ab. „Verstehen Sie es nicht als Arroganz, wenn ich Ihr Geld nicht annehme. Ich setze darauf, dass Sie das Wissen mit nach Hause nehmen, dass Sie helfen können. Starten Sie doch in Ihrem Wahlkreis eine Sammelaktion für Medikamente. Wir brauchen alles. Ganz besonders benötigen wir die Impfstoffe für Babys. Sie sind uns fast ganz ausgegangen.“ M verspricht, sich für das Einsammeln solcher Spenden stark zu machen. Zugleich merkt er, wie schwer es sein wird, in der aufgewühlten öffentlichen Stimmung in seinem Wahlkreis die Unterstützung für eine solche Aktion zu finden. Er wird sich Einiges einfallen lassen müssen.

Er fragt den Arzt, ob nicht Manches in Griechenland leichter werden würde, verlasse das Land den Euro und bewege sich dann in einer eigenen Drachmewährung. Zum ersten Mal verliert Georgis Vichas seine ausgleichende Ruhe. „Um Gottes Willen“, poltert er spontan los. Dann würde aus der Katastrophe das blanke Chaos, in dem solche Hilfen schnell erliegen werden. Darüber nachzudenken, müsse er sich verbieten, wolle nur einen Hinweis geben: Bisher spendeten viele Firmen auch in der Hoffnung, demnächst wieder Geschäfte auf dem griechischen Medikamentenmarkt machen zu können. Solche

Geschäfte gingen nur noch über Euro oder Dollar. Wer wolle sich denn in Drachmen bezahlen lassen, fragt er spöttisch und fügt rhetorisch hinzu, dass die Drachme am Ende der Auszehrung von Staat und Wirtschaft auf nicht absehbare Zeit keinen Wechselwert haben könne. Mit dieser Aussicht im Rücken würden auch die Spenden schnell versiegen.

M und Tobias redeten auf dem Rückweg in die Stadt fast kein Wort miteinander. Der Tag hatte sie sehr müde gemacht. Sie saßen in der überfüllten U-Bahn und schauten in viele abgessene Gesichter, denen sie, wenn auch aus anderen Gründen, fast ähnlich sahen. Tobias war froh, dass er für den nächsten Tag ein entspannendes Programm vorgesehen hatte, auf dessen Tagesordnung die berühmten Sehenswürdigkeiten der Stadt standen. M grübelte darüber nach, wie er in seinem Wahlkreis eine Sammelinitiative für Medikamente starten könne und welche Zusammenhänge es zu beachten gebe, wenn man über einen Grexit oder über den Verbleib dieses sich verlierenden Landes im Euro zu diskutieren habe.

Gestärkt durch einen wunderschönen Tag auf der Akropolis und entlang der Route durch das antike Athen, erfrischt durch einen erholsamen Abend in einer touristisch arbeitenden Taverne in der Plaka kam nach einem Bad auf der Terrasse und einem kräftigenden Frühstück im Hotel der Termin nahe, zu dem M in den Sitz des Ministerpräsidenten mit dem Regierungssprecher geladen worden war. Zum ersten Mal traf er Tobias mit Jacke und offenen weißen Hemd gekleidet. Er selbst hatte einen dunkelgrauen Anzug angezogen, trug darunter ein taubenblaues Hemd und hatte sich eine dezente Krawatte um den Hals gelegt. Ans Revers seiner Jacke hatte er eine Nadel mit einem Wappen gesteckt, in das die Nationalfarben seines Landes eingefügt waren. Es war eine Auszeichnung des örtlichen Winzervereins in seinem Wahlkreis. Es fehlten nur die Fotografen und Mikrofone, als die Beiden wie Staatsgäste die zehn Stufen zum Amtssitz hoch schritten.

Das Villa Maximos genannte Gebäude liegt in der Irodu Attika Straße am großen Nationalpark hinter dem Parlamentsgebäude am Syntagmaplatz. Sie hätten vom Hotel aus zu Fuß laufen können. Doch Tobias bevorzugte das Auto, um die Schuhe nicht zu staubig werden zu lassen. Ihren Ford parkten sie nebenan um die Ecke in der Lykeios Straße, um nicht die Blicke der Staatsdiener in der Regierungsvilla auf dieses Schmuckstück von Auto zu lenken. Der Amtssitz von Alexis Tsipras wurde im neoklassizistischen Stil 1912 auf den früheren königlichen Gemüsebeeten gebaut. Sein erster Bewohner war Dimitrios Maximos, Gouverneur der griechischen Nationalbank. Die Stufen führen in den Eingangsbereich, dessen Dach sechs Säulen stützen, die beiden inneren im jonischen Stil. Ein roter Teppich führt in das Vestibül. Dort wartet bereits Gavriil Sakellaridis, der Sprecher der Regierung, auf sie. Die Begrüßung und der Händedruck sind herzlich. M lächelt freundlich, und nun gibt es doch einen hauseigenen Fotografen, dem M mit staatsmännischer Geste in die Blitzlichter zulächelt. Das geschieht am Donnerstag, den 9. April. Es ist genau 10.00 Uhr, wie das Foto festhält, das M ausgeliefert wurde, als er zwei Stunden später den herrschaftlichen Amtssitz wieder verlässt.

„Als Abgeordneten des Deutschen Bundestages heiße ich Sie bei uns sehr herzlich willkommen. Unsere Regierung sucht das Gespräch mit den Parlamentariern in Europa. Ja, es ist wahr, mit ihnen können wir freier sprechen

als mit den Vertretern der Institutionen, die regierungstechnische Funktionen erfüllen, aber keine demokratische Legitimation haben.“ So beginnt der Regierungssprecher die Unterhaltung auf dem Weg in einen kleinen Besprechungsraum, der gediegen, aber nicht überschäumend staatstragend eingerichtet ist. M hört die Spitze in dieser Begrüßung, während er mit scheinbar gespannter Aufmerksamkeit die zahlreichen modernen Gemälde betrachtet, die an den Wänden hängen. Das Gebäude wirkt von innen viel nüchterner als von außen und gibt M die Gelegenheit, ebenfalls mit einer Spitze in das Gespräch zu ziehen: „Ich freue mich sehr auf unsere Unterhaltung und bekenne, dass die Bescheidenheit Ihrer Kanzleiräume einen Rahmen schafft, in dem es leichter fällt, offen alle Probleme Ihres Landes anzusprechen.“ „Die ja auch Probleme Europas und Ihres Landes sind“, weiß der Regierungssprecher schnell zu parieren.

Kaffee, Tee, Wasser und Kekse stehen bereits auf dem Tisch, um den sich die drei setzen. Eine freundlich bedienende Frau fragt nach den Wünschen und verlässt schnell wieder den Raum. Gavriil Sakellarides ist um Einiges jünger als M, ein selbstsicherer junger Mann, offensichtlich sehr eloquent mit kurzen dunklen nach hinten gekämmten Haaren und einem gestutzten Vollbart um das lange Gesicht mit hoher Stirn. Ein Grieche wie aus dem Bilderbuch, denkt M. Fast muss er lächeln, wie er sieht, dass sein Partner beim Reden die Hände vor sich zur Raute faltet, ähnlich wie es die Bundeskanzlerin tut. Der Regierungssprecher hat seine Jacke über den Stuhl gelegt. Das weiße Hemd trägt er offen ohne Krawatte, die Ärmel hat er sich ein wenig hoch gekrämpelt. Das machen sie von der Syriza wohl alle so, denkt M, als sei es ihr Markenzeichen bei politischen Auftritten. Er bleibt bewusst in vollständiger Kleidung.

„Wir können über alles reden“, nimmt Sakellarides den Faden wieder auf, „ganz besonders darüber, warum die Verhandlungen in Brüssel stocken.“ Er beginnt mit einem Statement, in dem er zu erklären versucht, dass Europa in einem Dilemma stecke, das nicht das Ergebnis der erst vier Monate alten neuen Regierung sei sondern die Folge einer verfehlten fünf Jahre dauernden Sanierungspolitik des drastischen Sparens, „einer bitteren, leider nicht helfenden Medizin, die uns die europäischen Institutionen verordnet hat.“ Die Folgen dieser Politik seien zu offensichtlich und schrien nach einer neuen Justierung. Man könne vielleicht einen ausgeglichenen Staatshaushalt erreichen, aber die Bedingungen dafür seien katastrophal. Die Wirtschaft sei um ein Viertel eingebrochen. Die Einkommen seien über 30 Prozent gesunken mit lebensgefährdenden Folgen in den unteren Einkommensbereichen. Die Arbeitslosigkeit liege zwischenzeitlich nahe 30 Prozent und jeder Zweite der jüngeren Menschen habe keinerlei Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Die Banken, die vor nicht allzu langer Zeit das Land leichtfertig mit Milliarden Euro an Krediten geflutet hätten, diktierten nun die Bedingungen in Europa, um ihr Geld in viel zu kurzer Zeit wieder aus dem Land zurück zu bekommen. Europa habe die privaten Gläubiger der Banken freigekauft und begleiche nun deren Rechnung mit horrenden Milliarden, für die alle Steuerzahler in Europa haften sollen. „Das ist doch absurd, finden Sie nicht auch? Für die Menschen in diesem Land bleibt kein Cent, im Gegenteil, sie zahlen durch Verarmung die Zeche.“

Der Regierungssprecher redet engagiert und emotional, fast wie auf einer Volksversammlung, findet M. Das griechische Temperament ist für einen Mitteleuropäer irritierend, entschuldigt sich M, weil es ihm nicht gelingt, den Redefluss seines Partners durch Fragen oder entgegen setzende Einschätzungen zu unterbrechen. „Sie wollen sicher gerne wissen, was unsere Regierung anders

macht als die abgewählten Regierungen. Ich sage Ihnen, wir achten sehr genau darauf, dass rote Linien nicht überschritten werden, die beachtet werden müssen, soll unsere Gesellschaft nicht zugrunde gehen und das Land im Chaos versinken. Das versuchen wir unseren europäischen Partnern deutlich zu machen, den Politikern, den Demokraten. Die Funktionäre der Institutionen haben andere Ziele, glauben, sich mit unseren Argumenten nicht auseinander setzen zu müssen. Also tun sie es auch nicht und diktieren ihre Bedingungen. Aber die Politiker, die Demokraten! Warum spielen sie mit? Wollen wir uns in Europa wirklich von Technikern und Bankdirektoren regieren lassen?“

M räuspert sich, muss jetzt unterbrechen, weil er in den Zwischentönen des Regierungssprechers den sozialistischen Klang hört, der ihm bei den Linken im Bundestag so zuwider ist: „Nur eine Bemerkung, verehrter Herr Sakellarides. Wir haben im Bundestag über den Rahmen der Hilfspakete für Ihr Land abgestimmt, mit viel Bauchschmerzen wie Sie wissen. Auch wir sind Demokraten und müssen unseren Wählern begründen, warum wir so viel Geld in die Rettung der griechischen Finanzen stecken. Auch gegenüber unseren Wählern gibt es rote Linien.“ „Ich verstehe Sie. Sicher wäre es auch für Sie leichter“, antwortete der Regierungssprecher, „Sie könnten Ihren Wählern nachweisen, dass die Gelder Früchte bringen – in der Wirtschaft, auf dem Arbeitsmarkt, in der Gesundheitspolitik, in den Sozialsystemen. Zugegeben, da liegt sehr Vieles bei uns im Argen, um es vorsichtig auszudrücken. Aber Sie nehmen uns die Luft zum Atmen für wirkliche Reformen. Stattdessen wurden alle Spardiktate an einem einzigen Maßstab ausgerichtet: Die Rückzahlung von Krediten an die Banken. Was da gefordert wird, kann das Land beim besten Willen nicht leisten. Wir geraten immer tiefer in die Rezession, und Europa verspielt das Kapital dieses Landes, die Menschen.“

M spürt das enorme intellektuelle Potenzial seines Partners, das getarnt im Temperament und in rhetorischen Wendungen ihn einengt, in die Verteidigung drängt, wo die objektive Situation doch eine genau umgekehrte Rollenverteilung nahelegt. So ist M nun entschlossen, seine Pfeile aus dem Köcher zu ziehen. Er verweist darauf, dass der Euro mit Regeln verbunden sei, die auch für Griechenland gelten, dass die Hilfspakete in Verträgen ausgehandelt seien, die für Griechenland bindend seien, dass die griechische Regierung in Europa in einem Maße isoliert sei, wie das keine andere Regierung vor ihr passiert sei, dass weitere Hilfspakete anstünden, von denen keiner wisse, wie man sie durch die nationalen Parlamente durchbekommen werde. „Nicht wir“, so fasst er nun zusammen, bemüht, auch von seiner Seite aus Emotionen in die Auseinandersetzung einfließen zu lassen, „nicht wir müssen liefern, sondern Griechenland muss liefern.“

Tobias ist als Dolmetscher in keiner beneidenswerten Position. Sprachlich ist er den Beiden vollständig gewachsen, aber er bemüht sich, seine Übersetzungen in einem vollständig sachlichen Ton hin und her zu leiten. Doch ohne die ursprüngliche Tonlage, ohne das Engagement der Stimmen klingen seine Sätze fade und unvollständig. Fast, scheint es ihm, verstehen sich die beiden in ihren jeweiligen Muttersprachen vollständig, ohne dass er übersetzen muss. Nur einmal muss er bei M zurückfragen, als der meint, das soziale Level in Griechenland sei trotz trauriger Einzelfälle immer noch zu hoch, höher jedenfalls als in vielen anderen Ländern Europas. M ergänzt das: „Die Rentner in den baltischen Ländern, in der Slowakei, in Bulgarien und Rumänien können von den

Renten in Griechenland nur träumen, selbst deutsche Staatsbedienstete sind in ihrem Alter nicht so gut gebettet wie ihre griechischen Kolleginnen und Kollegen.“

Nun öffnete auch Sakellarides sein politisches Herz: „Als Sozialist kann ich Ihnen nur sagen, die soziale Schieflade in einem Land Europas darf politisch nicht durch den Hinweis auf ein Land benutzt werden, in dem soziale Probleme vielleicht noch größer sind. Wollen Sie, dass Griechenland wie Bulgarien und wie Rumänien wird? Wollen Sie, dass wir nicht mehr zu den Euroländern gehören? Sie machen einen großen Fehler, wenn Sie die soziale Lage in unserem Land beschönigen oder relativieren. Was wäre in Deutschland los, hätte die Bevölkerung in den letzten fünf Jahren eine so rasante Talfahrt durchleiden müssen wie die Griechen? Würden Sie dann auch argumentieren, dass die Renten in den baltischen Ländern noch niedriger sind? Für den größten Teil der Rentner stimmen Ihre Vergleiche ohnehin nicht.“

Das Gespräch läuft Gefahr, in eine Konfrontation zu geraten, an der Sakellarides amtlich nicht gelegen sein kann. Er merkt das, zeigt wieder sein freundliches Lächeln und macht M das Kompliment, mit ihm hart aber fair diskutieren zu können. Das sei aber angesichts der Situation auch ganz natürlich. Ebenso wichtig sei ihm aber auch die Übereinstimmung, überzeugte Europäer zu sein, verantwortungsvolle Europäer, die nie aufgeben würden, Kompromisse auch in der aussichtslosesten Lage zu finden. Seine Regierung werde sich ihrer Verantwortung nicht entziehen, in Brüssel Kompromisse zu finden und sie im eigenen Land gegen harte Widerstände auch umzusetzen. Dazu sei es allerdings nun endlich Zeit, das sogenannte griechische Problem als europäisches Problem anzuerkennen. Die gemeinsame Eurowährung könne nur Bestand haben, wenn sie sozialpolitisch und wirtschaftspolitisch abgesichert wird. Allein durch finanzpolitische Werkzeuge sei der Euro nicht zu retten, nicht in Griechenland, nicht in den anderen Staaten rund ums Mittelmeer, und letztlich auch nicht in Frankreich oder Deutschland. Alle europäischen Politiker müssen ihren Wählern klarmachen, dass sie aus den letzten fünf schlimmen Jahren gelernt hätten.

Die Gesprächszeit sollte offiziell schon längst vorbei sein, doch die beiden stecken ihre Horizonte immer noch weiter ab. Sie wissen, dass der eine den anderen nicht überzeugen kann. Ob sie wirklich eine gemeinsame Grundlage haben, von der aus ihre Kontroversen im Einzelnen Sinn haben, bleibt zumindest für M unklar. So brillant ihm der Regierungssprecher in der Rhetorik erscheint und so aufgehoben er sich als ernst genommener Politiker hier in der Staatskanzlei fühlt, M traut diesem Mann nicht, empfindet es als Gefahr, ihm auf den Leim gehen zu können. Als Sakellarides auf die Uhr schaut, ein Signal, das Gespräch zu seinem Ende zu bringen, holt M zu seinem, wie er meint, finalen Schlag aus: „Hat die griechische Regierung einen Plan B, wie sie aus dem Euro herausfindet, wenn die Verhandlungen platzen, weil, wie Sie sagen, die rote Linie überschritten wird?“

Der Regierungssprecher fixiert seine Hände auffallend lange und antwortet dann mit sehr ruhiger Stimme. die einzelnen Worte sehr deutlich artikulierend: „Griechenland ist ein Land in Europa. Es wird den Euro nicht verlassen. Es wird sich auch nicht aus dem Euro hinausdrängen lassen. Für uns gibt es keinen Grexit, auch nicht in der von Ihrem Finanzminister angedachten Form. Halten Sie die Augen und Ohren in diesem Land auf, sie werden kaum jemanden finden, der aus dem Euro will. Wenn Sie hingegen meinen, ob wir an Szenarien arbeiten, was geschehen muss, wenn wir vom Euro abgeschnitten werden, so sage ich

Ihnen: Natürlich arbeiten wir auch an solchen Szenarien. Darüber werde ich mit Ihnen aber nicht sprechen. Sie führen uns im Ergebnis umso klarer vor Augen, bei unserer grundsätzlichen Haltung zu bleiben und für ein Griechenland in der Eurozone zu kämpfen. Das Volk wird uns in diesem Kampf unterstützen, da sollten Sie sicher sein.“

Die Verabschiedung verlief ebenso herzlich wie die Begrüßung gewesen war. Auf der Straße nahm sich M seine Krawatte ab und lud Tobias noch zu einem Kaffee in einem nahen, überwiegend von Regierungsangestellten frequentierten Kaffee ein. „Das war ein spannendes und anstrengendes Gespräch, sicher auch für dich“, wandte er sich an seinen Begleiter. Er will nun von Tobias wissen, wie er vor allem die letzten Ausführungen über seine Frage nach einem möglichen Grexit beurteile. Tobias ist von den zwei Stunden sichtlich ermüdet und hat es schwer, mit M auf der Ebene weiter zu diskutieren, auf der er eben als Dolmetscher gefragt war. „Ich kann da auch nur spekulieren“, meint er. „Ich könnte mir vorstellen, dass der Ministerpräsident das Volk abstimmen lassen wird, wenn es in Brüssel für ihn zu eng wird. Dann wäre er innenpolitisch durch eine breite Mehrheit für seine Position in Europa gestärkt. Aber das ist von mir eine reine Spekulation.“

„Ich will dir gegenüber auch ganz offen sein. Ich bin eigentlich für einen Grexit, je früher, desto besser. Auch die meisten in meiner Partei würden das am ehesten wollen, und der Finanzminister lässt entsprechende Szenarien prüfen. Die Bundeskanzlerin wird diese Haltung nicht in der Runde der europäischen Regierungschefs vertreten. Aber sie wird umso unerbittlicher weiterhin die Einsparpolitik fordern und durchsetzen. Das weiß auch die griechische Regierung. Was für Szenarien könnte sie in einer solchen Situation entwickeln? Noch einmal sind deine Spekulationen gefragt.“

Tobias fühlt sich in dieser Rolle nicht wohl. Er verliert einen Teil seiner fröhlichen Höflichkeit gegenüber seinem Gast, was sich in der etwas gequälten Stimme niederschlägt, mit der er M antwortet: „Also zunächst mal die Zuständigkeit: Solche Szenarien müsste ja wohl im Finanzministerium bei dem von euch so gehassten oder verachteten Yanis Varoufakis liegen. Der ist wissenschaftlicher Spezialist in der Spieltheorie. Da kann man sich vielleicht denken, dass er an Möglichkeiten denkt, wie man die Daten im Steuersystem sammelt und neu mischt, um sie in ein neu aufzubauendes Bankensystem zu transferieren, das dann parallel zu den alten, Euro gebundenen Banken mit einer Geldeinheit arbeitet, die man getrost auch Drachmen nennen kann. Das Problem wird dann aber sein, wie man an die Steuerdaten herankommt. Denn den einzigen Zugriff auf diese Daten haben bisher die Institutionen, die wir früher Troika nannten.“

M ist fasziniert von dem Scharfsinn seines Begleiters. Er mag ihn, weil er politisch so offen in einer ganz anderen Bewertungswelt lebt wie er selbst. Er achtet ihn aber auch, weil er viel konkreter denkt und formuliert als es unter den Politikern üblich ist. So klare Vorstellungen und ein wenig Fantasie hätte er sich auch vom Regierungssprecher gewünscht. Tobias war nicht nur ein hervorragender Übersetzer, er ist auch der Mensch, der es auf die beste Weise versteht, seine Nähe zur Syrizapolitik in klare Handlungsoptionen zu übersetzen, die dieser Politik innewohnen, und die zu erkennen M als großen taktischen Vorteil für sich nutzen will. Er ist sich in diesem Augenblick sicher, dass er mit den beiden Spekulationen von Tobias Orientierungswissen in seine Arbeit als

Abgeordneter des Deutschen Bundestages mitnehmen wird, die vor allem auch als Hintergrund für seinen Fraktionsvorsitzenden wichtig sein könnten und seine Stellung in der Fraktion sicher stärken werden.

Er hatte noch ein Argument in seinem Köcher, das er beim Regierungssprecher nicht unterbringen konnte. Nun will er bei seinem so klugen Begleiter wissen, welche Überzeugungskraft dieses Argument haben würde. „Du weißt, dass Europa auch anderen Ländern hilft, zum Beispiel Spanien, Portugal, Irland, sogar Zypern. Warum schlägt die Hilfe in diesen Ländern an, und sie kommen mit Wachstumsraten aus der Krise, während in Griechenland nichts geht und die Rezession immer schlimmer wird?“ Im Stillen erhofft er sich von Tobias die einfache, ehrliche Antwort, es nicht zu wissen, weil die Verhältnisse von Land zu Land einfach zu kompliziert seien. Aber Tobias lächelt ihn an und verweist darauf, dass diese Behauptung in Griechenland landauf und landauf diskutiert werde. Er bemüht viele Zahlen, verweist noch einmal darauf, dass die Staatsausgaben um 30 Prozent gesunken seien, was den Einbruch der Wirtschaft in gleicher Höhe bewirkt habe. Auch habe es im letzten Jahr mit der alten Regierung kein Wirtschaftswachstum gegeben, wie behauptet. Lediglich im Sommer sei aufgrund des guten Touristengeschäftes das Inlandsprodukt um 0,4 Prozent gestiegen, gleich aber wieder im letzten Quartal noch vor den Neuwahlen wieder gefallen.

„Verglichen mit der Rosskur der Troika in Griechenland war ihre Rigorosität in den anderen Ländern eher vorsichtig“, meint Tobias. Irland hat seine Ausgaben nur um 9 Prozent kürzen müssen, Portugal und Spanien um 7 Prozent. Schon diese zahmeren Auflagen haben eine starke wirtschaftliche Rezession bewirkt. Die Arbeitsmärkte sind auch dort eingebrochen. Aber die konservativen Freunde in jenen Ländern seien von den Institutionen geschont worden, als sie einfach aufhörten, die vereinbarten Einsparungen weiterhin einzutreiben. Und schon geht es in den Ländern aufwärts. Nimm Spanien: Die Regierung hatte versprochen, im vorigen Jahr Kredite mit nur 2,8 Prozent der Wirtschaftsleistung zuzulassen. Tatsächlich wurden es 5,8 Prozent, weit mehr als Griechenland. Und wo blieb der Aufschrei der europäischen Institutionen? Er schallt durch Europa nur gegen Griechenland, und erst seit dem Tag, an dem es hier eine linke Regierung gibt. In Portugal stoppte das Verfassungsgericht weitere Kürzungen im öffentlichen Dienst. Auch das wirkt sich wirtschaftlich positiv aus. In Griechenland ist aber weder das Parlament noch das oberste Gericht in seinen Entscheidungen souverän. Hier darf nur nach Billigung durch die Institutionen entschieden werden. Und bei Irland solltest du bedenken, dass es europäischer Stützpunkt vieler US-Konzerne in Europa ist. Die profitieren vom Aufschwung in den Vereinigten Staaten und von den Sonderzöllen, die sie den amerikanischen Multis in ihrem Land gewähren. Da ist die Europäische Zentralbank großzügiger als bei uns. Die über 30 Milliarden Euro-Kredite werden in Irland gestreckt, obgleich sie eigentlich sofort zurück gezahlt werden müssen wie das für Griechenland gilt. Aber die Iren zahlen erst ab 2038 zurück. Davon kann Griechenland nur träumen. Nicht die bedingungslose Durchsetzung der Austeritätspolitik wie in Griechenland führt zum Erfolg sondern das Gegenteil, die flexible Streckung der Schulden und ein Ende der radikalen Sparpolitik.“

Wenn es konkret wird, wird M unsicher, fühlt er sich unwohl. Seine politischen Linien werden aus Grundsätzen gezogen. Mit ihnen zieht er in die Auseinandersetzungen und genießt den Wettkampf, solange ihre Strahlkraft ihn beflügeln. Den Zahlenbeispielen von Tobias und ihren Schlussfolgerungen kann er nichts entgegensetzen. Die sind seine Sache nicht. Dafür gibt es Beamte und

Direktoren. Wenn er jetzt trotzdem Tobias versöhnlich anlächelt, dann spricht daraus nicht unbedingt Bewunderung. Er ist vielmehr froh, seine Frage nicht dem Regierungssprecher gestellt zu haben, um von dem eine solche Antwort zu erhalten. Mit einer gewissen Befriedigung registriert er, seine diplomatische Rolle schon recht geschickt gespielt zu haben. Er verabschiedet sich von Tobias in aller Freundlichkeit und bittet ihn, an diesem letzten Nachmittag in Athen noch etwas allein durch die Stadt ziehen zu dürfen. Morgen dann nach dem Frühstück stehe er pünktlich an der Rezeption, bereit für die Fahrt in die Mani.

Das Wetter ist an diesem Nachmittag etwas kühler geworden und Wolken ziehen über den Himmel. Aber die Luft ist klar und M zieht mit leichten Schritten durch den Nationalgarten. Am Syntagmaplatz vorbei läuft er die Appollonstraße hoch, biegt dann in die Hadrianstraße links ein und zieht noch einmal durch die Gassen der Plaka. Er möchte auf diesem Spaziergang durch die Altstadt nichts von den Problemen sehen, die ihn nun schon Tage begleiten. Zur Rechten erhebt sich die Akropolis, auf die er nun steigen wird. Etage um Etage geht es durch die engen Straßen und Stufen nach oben. Am Fuße der großen Mauer ist er auf dem Pfad, der um die nördliche Burg vorbei am Erechtheion zu den Propyläen führt. 156 Meter ragt das Felsplateau über das Meer, das er im Süden und Westen silbrig glänzen sieht. Was sind das für unerhebliche Schlachten heute angesichts der zweitausendvierhundert Jahre währenden Baupracht aus Marmor auf den Kalksteinen. Europa, so geht es ihm durch den Kopf, ist im Kern etwas Anderes als das, worüber wir streiten. Der Parthenon liegt im vollen Licht der nun schon tief stehenden Sonne. Von den Propyläen aus blickt man nicht nur auf seine Schmalseite sondern erfasst den gesamten riesigen Baukörper auf der höchsten Stelle des Hügels in einem Blick.

M geht noch die Schritte bis zu den Stufen des Tempels, wo er sich, der Sonne gegenüber und die Propyläen unter sich, auf den Stufen vor einer der mächtigen Säulen niederlässt und über die Weiten der Stadt bis in die Ferne der ägäischen Inseln im Meer schaut. Er fühlt sich der Antike nahe, den Göttern, Geistern, dem Treiben der Menschen mit Philosophen, Dichtern, Sehern, Wahrsagerinnen, Künstlern, Handwerkern, Mythen, Kriegen, Zerstörungen, endlichen Episoden inmitten der strahlenden geheimnisvollen Schönheit dieses Burgberges unter dem unendlichen Sternenhimmel über ihm. Die erhabenen Ruinen haben keine plakative Sprache und offenbaren nur den Eingeweihten ihr nie verstummendes Zwiegespräch mit den kosmischen Kräften des irdischen Geschehens. Zu den Eingeweihten zählt sich M. Erhaben über alle Versuche der Menschen, das kosmische Geschehen hier oben auf der Burgstadt für ihr kurzes Erdendasein auszubeuten, verliert sich M für Augenblicke in schwärmerischen Gefühlen über die Grenzen seiner Möglichkeiten, die Welt zu kennen oder gar zu beeinflussen. „Erkenne dich selbst“, wie es über dem Tempel von Delphi geschrieben war, wo die Orakel gesprochen wurden, weil nur in Anwesenheit der griechischen Götter sich Gegenwart und Zukunft miteinander verbinden. M hätte sich gewünscht, diese antike Tiefe des Tempelberges würde auch heute noch über alle Mühen der Politiker strahlen. Aber da waren wohl die Götter schon von dannen gezogen und hatten Europa verlassen.

Seine Gefühle weichen langsam wieder dem Alltag, der ihn einholt und selbst hier oben berührt. Vor seinem inneren Auge zieht der Regierungssprecher noch einmal an ihm vorbei, der da unten fast wie in Fesseln gebunden mit ihm über

die Not geredet hat, die Europa diesem ausgewählten Teil seiner Geschichte zufüge. M muss sich eingestehen, verunsichert zu sein. Er hätte nicht nach Athen reisen, Eindrücke gewinnen und Gespräche führen müssen, um der griechischen Politik zu misstrauen. Er hätte nicht diese Reise machen müssen, um seinem Grundsatz treu zu bleiben, Kredite nur nach Auflagen zu vergeben, die der Gläubiger zu setzen hat und nicht der Schuldner. Politik als Reflex eines Mitleides hält er für gefährlich, ebenso aber auch den Einfluss dieser Akropolis auf ihn als Politiker jetzt und hier. Griechenland ist nicht das Opferland, das man ihm hier nahebringen will. Dagegen muss er sich wehren. Seine Stärke, so macht er sich Mut, liegt darin, Mitleid aus seinem Leben heraushalten zu können, weil er es eigentlich ja auch gar nicht kennt. Was ihn hier oben unsicher macht, ist seine Begrenzung, die großen Gefühle in klare Gedanken zu überführen, die von dieser Burg der klassischen Antike über alle Zeiten bis in die Gegenwart reichen. Er hätte jetzt andere Menschen um sich gebraucht, vielleicht seine Wahrsagerin mit den griechischen Wurzeln, um zu verstehen, wie alles in Zeit und Raum eingebettet und determiniert ist von der Zeit außerhalb der Gegenwart und den Räumen außerhalb ihrer Wahrnehmung.

Sollte ihm der Regierungssprecher überlegen gewesen sein, weil er sicherer ist im Spiel, das Rationale mit dem Irrationalen zu verbinden? Sollte es am Fuß der Akropolis leichter sein, die Götter zu bemühen, denen sie ihr Zuhause auf dieser Erde in ihrem Land errichtet hatten? Ist es den Griechen gar leichter, in ihre Mythen einzutauchen, wenn ihnen das Wasser bis zum Hals steht, in die Spuren ihrer alten Götter zu fliehen, wenn die kalten Rechner aus dem Norden ihnen zeigen, wie nackt sie unter den geborgten Kleidern sind? Auf den Marmortreppen des Parthenon sitzend erlebt M, wie sich das Nichtwissen anfühlt. Keiner seiner Gesprächspartner weiß besser oder schlechter, wie aus dem gegenwärtigen Zustand eine befriedigende Zukunft für Europa zu finden ist. Aber was sie besser können als er ist die Vermittlung, wie man durchhält. Das Spiel der Götter war voller Ränke, Kampf und Drama. Doch nie gab es ein Ende. Die Welt der Götter folgte stets großen Gefühlen, die sie mit List und Weitsicht den Menschen in einer stets unsicheren Zeit einträufelten. Wandelten sie unter den Menschen, wurden sie Teil des Wahnsinns, den sie schufen. Doch kehrten sie zurück in ihren Olymp, dann saßen sie da bei ihren homerischen Speisen und Getränken und lächelten über sich selbst. Politiker im Griechenland, wie er es erlebt – und mit ihnen so viele Menschen – müssen sich immer noch wie ihre Vorfahren, die griechischen Götter fühlen, meint M. Sie sind die Begünstigten des Kosmos, nicht er, der seine Verbindungen zu den Göttern so getarnt suchen muss und ohne Hilfe geächteter Spiritualisten nicht finden kann.

Hier oben auf der Akropolis, abgehoben von den vielen Nöten der Stadt zu ihren Füßen ahnt er, wie begrenzt seine Möglichkeiten als Politiker sind. Macht, ohne Furcht zu erzeugen, ist stumpf und erreicht nicht Seele und Gemüt. Seine Macht schöpft nicht aus der unbefangenen Nähe zum Pantheon, in das seine Gesprächspartner hinein geboren sind, die nicht einmal mehr die Stufen bis nach hier oben schreiten müssen. Über die vielen Jahrhunderte sind sie es gewohnt, stets die Bühne der Spiele der Götter gewesen zu sein. Je nach deren Laune wohnen in ihnen die Gestalten der großen alten Mythen oder die Heiligen ihrer langen Geschichte im byzantinischen Reich. M wird immer ein Feind der Unverschämtheit sein, mit der seine griechischen Gesprächspartner sein Geld und das Geld seines Landes fordern und veruntreuen. Aber es irritiert ihn, wie sie ihn anlächeln können, wie freundlich sie zu ihm sind, wenn sie über den Wettkampf reden, den sie mit den Politikern im Norden ausfechten, dessen

Verlierer sie auch dieses Mal sein werden. Was sie von ihren Göttern bekommen haben, ist jenseits der Vernunft in ihren Genen eingepägt. Sie sind so spielend freundlich, sie sind eigentlich so bedauernswert schwach. Aber man muss sich vor ihnen fürchten. Sie sind letztlich nicht zu besiegen.

Den Göttern nicht näher zu sein als er trotz ständiger Suche erreicht hat, schmerzt ihn auf den Marmorstufen des Tempels der Athene. Er muss eingestehen, dass seine griechischen Partner ungleich zärtlicher und verwöhnter in das Licht der Götter getaucht sind, mögen die zwangsläufigen Stärken der Politik auch auf seiner Seite liegen. Seine Stärke wird sich durchsetzen, davon ist er überzeugt. Aber er ahnt, dass Macht und Stärke ungleiche Brüder in der Politik sind. Sein Bestreben, teilzuhaben an der Macht, die aus den großen kosmischen Zusammenhängen stammt, die das Schicksal bestimmen, wie die Menschen ihre irdischen Dinge aushandeln, findet hier oben die Grenzen. Die Göttin mag ihn anlächeln, aber sie hat ihn nicht geküsst. M ist ein mächtiger Mensch ohne Macht. Die Grenzen haben nicht Athene gesetzt oder andere der vielen Götter in den Ruinen der Akropolis. Um ihn hat es keines ihrer Ränkespiele gegeben. Deshalb fürchtet sich auch keiner vor ihm. Diese Vernachlässigung der Götter für den ehrgeizigen Politiker M verströmen die Steine, auf denen er sitzt. Er gehört nicht zu ihnen wie nicht zu denen, die er in Athen getroffen hat und in deren Gesichter er schauen konnte. Die Begegnungen mit den Menschen in diesem Land machen ihm deutlich, wie die Götter und Heiligen weiterhin ihr listiges Spiel mit ihnen treiben.

Eine Zeitlang schließt M seine Augen. Sein Gespräch im Amtssitz des Ministerpräsidenten zieht einmal an ihm vorüber. Er sieht, wie die Aussagen des Sakellarides wie in Nebelschwaden gehüllt sind, Wörter halt, pauschal und kalt. Er merkt nun, wie ohnmächtig sie sind, wie sie zwar seine Haut berühren, die Vernunft aber nicht erreichen können. Wie ohnmächtig ist der im Grunde, der so viel Macht über ihn zu erzeugen in der Lage ist. Doch auch sich sieht er als einen, der die Worte benutzt, um mit ihnen Wirkungen zu erzeugen, die aus den Tiefen hinter den Worten entstehen. Sein Gesprächspartner hatte nicht den Eindruck gemacht, empfänglich für die starken Gefühle gewesen zu sein, mit denen M seine Gedanken geäußert hatte. Seine politische Mission löst sich hier oben auf der Akropolis auf in einem Dunst, der sich vor seinem Auge verdichtet. Es hätte geschehen sollen, dass sein Gegenüber getroffen sein würde, wenn er M im Bunde mit den Göttern erkennt, wenn das starke Gefühl zu wirken beginnt, zum Kampf bereit zu sein. Dann wären die vorgetragenen Argumente in ein anderes Licht getaucht, wären Furcht erregender gewesen als es die konkrete Bedeutung der Worte sein können.

M erlebt eine kurze Zeit, in der seine Position als Politiker auf dem Spiel steht. Die Sonne ist noch nicht untergegangen, aber das grelle Licht verwandelt sich in einen rötlichen Abendhimmel. In seinem Kopf überlagern sich die Bilder aus dem Gegenwärtigen mit Assoziationen zu früher Erlebten. Es gibt im Leben keinen roten Faden, aber das Gedächtnis hat seine eigene Logik, sich mit den konkreteren Erfahrungen in der Gegenwart zu verbinden. Sie verknüpft die Dinge, die man wahrnimmt, erlebt und aktiv befördert mit vielen anderen Episoden, die das eigene Leben zusammensetzen wie in einem Spiel. So ist auch Politik, sagt sich M. Er denkt an die vielen Talkshows, die er zur Griechenlandkrise gesehen hat. War der Tag heute vielleicht nichts Anderes als so ein Talk auf einer Bühne ohne Publikum? Man teilt sich im gekonnten politischen Sprachcode einander mit, wie

unvereinbar die Positionen sind, die man doch ohnehin kennt. Die Personen dahinter bleiben bedeckt. Man tauscht sich aus, ohne sich zu kennen. Man lässt sich treiben und stellt nicht Leben gegen Leben. Man schwebt über der Erforschung, was einen eigentlich treibt. Man ahnt, wie kläglich es wird, bringt man Zahlen und Daten ins Spiel. Man spielt das Große und Ganze in einfachen dramaturgischen Rollen. Man muss die Niederungen im Konkreten gar nicht erst betreten und darf nicht danach fragen, welche Götter einen beseelen.

Sakellarides und M waren wie zwei Figuren in den Talkshows, die M schon allein deshalb meistens verachtete, weil er nicht selber zu ihnen geladen wurde. Was sie da geredet hatten, war nur die verbale Ausgestaltung einer an sich banalen Selbstverständlichkeit. Wer von ihnen beiden der Mächtigere gewesen sei, ahnte M zwar, konnte es sich aber nicht gründlich eingestehen. In jeder großen internationalen Krise geht es um nationale Interessen. Dessen ist man sich bereits vor dem Gespräch bewusst. Sie deklariert man als Standpunkte, von denen aus dann die Nebelkerzen geworfen werden. Zieht man diese engen Grenzen für das Politische als Diplomatie, dann hat M seine Rolle gleichermaßen professionell gespielt sie sein Gesprächspartner auf der griechischen Seite. In seiner träumerischen Nachbetrachtung auf den Stufen des griechischen Tempels macht M eine Entdeckung. Wenn sich Tobias politisch äußert, ist das Gespräch anders. Dieser Hermes zwischen Deutschland und Griechenland läuft ständig über die Brücke und hat deshalb gelernt, die Dinge, die er sieht, jeweils aus der Sicht des anderen Landes zu betrachten, um mit den Gästen so und mit den Griechen so zu reden. Dieser Doppelblick ist es, der dem Marsmenschen Sakellarides ebenso fehlt wie dem Jungfraumenschen M. Aber Hermes war nicht der Gott der Diplomaten sondern der Gott der Reisenden. M sagt sich, dass er sich über den Hermes mal gründlicher informieren muss. Aber er schreckt vor der Vorstellung zurück, dass Empathie eine Tugend für den Politiker M sein kann. Er weiß, dass es nur wenige Menschen gibt, die zur Empathie so unfähig sind wie er selbst.

Diese Einsicht tröstet ihn und lässt das Abendlicht milder erscheinen, in das er nun eingetaucht ist. Denn als Politiker ist Sakellarides nicht anders als M. Fast beflügelt M diese Einsicht in seiner versunkenen Empfindlichkeit am späten Nachmittag auf der Akropolis. Er taucht aus den Gefühlen hervor, die Götter hätten ihn gegenüber dem Regierungssprecher benachteiligen können. Was bleibt, ist die nüchterne Erkenntnis als Irritation, dass sein Widersacher überzeugender und kräftiger Freundlichkeit und Herzlichkeit in den diplomatischen Formen des Gesprächs zum Ausdruck bringen kann. Das erklärt er sich nicht nur der Heimvorteil des Gastgebers, nicht nur als Unterschied im Temperament zwischen einem Menschen aus dem Norden und einem Menschen aus dem Süden. Er sieht den Kosmos in diesem Spiel und ist überzeugt, dass die Götter den Griechen näher sind als ihm aus dem entfernten Deutschland. Es tröstet ihn ein wenig, dass es ihm offensichtlich nicht alleine so geht. Die Konfrontation hat in ganz anderen Dimensionen stattgefunden. So gesehen sind seine Sinne geschärft für die Spiele der Diplomatie, deren Regeln für die unterschiedlichen Ebenen bekannt sein müssen, auf denen verhandelt wird. Die diplomatischen Formen, derer er sich auf diesem Staatsbesuch bedient hat, mögen denen ähneln, die auch für die Gespräche in Brüssel oder Berlin gelten. Welche Macht aber in ihnen Politiker entfalten, das liegt an der Persönlichkeit und an den Bedingungen der Ebene ab, auf der gesprochen wird. Das zu erkennen tröstet M und irritiert ihn gleichzeitig. Das Gemeinsame des Politischen endet schnell in der Wahrnehmung, emotional über den Tisch gezogen zu werden.

Dieses Gefühl erleidet er hier oben, wenn er an seinen Auftritt vorhin unten in der Stadt zurückdenkt.

M will dieses Gefühl nicht als Schwäche seiner Person stehen lassen. Er hat sich doch nach allen Regeln der Diplomatie bestens geschlagen und kann seinen Freunden in Berlin überzeugend darlegen, wie wichtig es ist, die Politik gegenüber Griechenland unbeirrt und konsequent durchzuziehen. Die Schwäche, die er sich attestieren muss, bleibt jenseits von Statement und Protokoll. Sein Gefühl, jenseits von Position und Argument von einem griechischen Politiker wie in ein Ränkespiel der Götter hineingezogen worden zu sein, verlagert er in die Dimension des Schicksalhaften. Die Macht des Schicksals muss er kennen. Er muss sie nicht bekämpfen wollen. Je besser er die Macht des Schicksals zu begreifen lernt, desto erfolgreicher wird er als Politiker werden. Das glaubt M, heute gelernt zu haben. Er gesteht sich nunmehr einigermaßen beruhigt ein, heute durch die überlegene menschliche Wirkung seines Gesprächspartners tatsächlich über den Tisch gezogen worden zu sein. Den Göttern muss es ein tiefes Bedürfnis gewesen sein, ihn ihre Nähe spüren zu lassen. Das muss er wissen und dennoch das Ergebnis in Händen zu halten, nicht eingeknickt zu sein und unmissverständlich geblieben zu sein, wie stark die von ihm vertretene und vorgetragene Politik gegen Griechenland ist.

Sein Spiel mit den Göttern wird hier oben am Ende ausgeglichener, heiterer. Die Macht des Schicksals gesteht er ihnen zu, wenn ihre Macht ihn auch als Person getroffen hat. Dieser Macht ist er hier oben an der Wiege der Götter auf der Akropolis ausgeliefert gewesen. Seine Schwermut verflüchtigt sich aber und er beginnt, beim Licht der Erleuchtung gesehen, seine Rolle olympischer zu betrachten. M sieht sich mit Sakellarides einer politischen Kaste zugehörig, die Macht demonstriert, die hinter ihrem Rücken vollzogen wird. Er gesteht seinem Gegenüber mehr Charisma zu, mehr göttliche Inspirationen. Aber er beansprucht für sich ebenfalls Licht, das ihn in diesem Gespräch hell gegen den bevorzugten Göttersohn angestrahlt hat. Mag sein, dass der Regierungssprecher der Elegantere, der Eloquentere, der Furcht Erzeugende gewesen ist. An dieser Person sind die Darlegungen von M eher abgeprallt, hatten keinen Eindruck hinterlassen. Aber ein Kampf auf Sieg und Niederlage war das Gespräch nicht. Überlegen darf sich M am Ende durchaus fühlen.

M hat seine diplomatische Sache, so bilanziert er, gar nicht so schlecht gemacht. Er weiß zwar nicht, wie er auf den Regierungssprecher gewirkt hat. Um das zu spüren, fehlen ihm die empathischen Fähigkeiten. In seinem Spiegel betrachtet er seine menschlichen Eigenschaften im Gespräch und findet die durchaus angemessen und gut verteilt. Er hat hart formuliert und unmissverständliche Botschaften ausgeteilt. Doch er ist bei aller Härte stets freundlich geblieben und hat mit entspanntem Gesicht eines aufmerksamen Zuhörers die Sicherheit dessen ausgestrahlt, hinter dem die wirksame Macht der Zeitgeschichte steht, die sich nicht im Einzelnen zu legitimieren hat. Auch für die Zeitgeschichte gilt ja die Macht des Schicksals, wenngleich deren Götter wenig bekannt sind. Mit ihnen steht M im Bund, und vielleicht hat sie sein Gegenüber wahrgenommen, ohne das zu zeigen. Er hat eine unverrückbare Wahrheit hinterlassen, die den Göttern Griechenlands nur Ränkespiele erlauben, gegen die sie aber nicht ins Felde ziehen werden. Deutschland, das soll seinem griechischen Partner klargeworden sein, ist in Europa stark wie noch nie. Das gilt nicht nur, wenn mit Ministern oder mit Direktoren zu verhandeln ist, sondern das gilt auch, wenn mit einem

Volksvertreter gesprochen wird. Im Olymp wird er folglich mit Sicherheit bereits Mitstreiter haben, denn keinem Volk versagen sich die Götter ganz.

Die Sonne verlässt den Himmel über Griechenland, als M wieder absteigt in die Stadt. Sein Kopf formuliert nun klarer, was er an diesem Tag erlebt und in das Buch der Geschichte geschrieben hat. Allein wird er den wichtigen Weg nicht abschließend finden, welche Macht des Schicksals die politische Persönlichkeit M prägt. In seiner diplomatischen Rolle hat sich M nicht auf den unmittelbaren Draht zu den Göttern stützen können. Da war wohl sein Gegenüber von der griechischen Regierung erfolgreicher. M weiß zwar, dass er ohne Verbindung zum Schicksal keine Macht finden wird, kann den methodischen Zugang nicht ohne Hilfe eines ihm offenbarenden Mediums haben. Ob Sakkelarides so ein Medium hat? M weiß es nicht. Über solche Dinge sprechen Politiker nicht untereinander. M ist sich sicher, dass die Syrizapolitiker einen Draht zu ihren Göttern unbefangener nutzen können. Wie könnte man sonst den Erfolg ihrer irrationalen Politik, wie M meint, erklären. Doch die Götter, das weiß M, sind launisch. Wem sie im Augenblick ihre Gunst verleihen, der kann schon morgen schutzlos ihrem Treiben ausgeliefert sein. Wessen Spiel sie spielen, erfährt man erst im Nachhinein, wenn die Götter längst die Kampfstätte verlassen haben und über ihre Einlassungen lachen werden.

M braucht einen Resonanzboden. Dieser Tag wäre verloren, hätte er nur bis zur Akropolis gereicht. M wird über diesen Tag berichten, ihn einspeisen in den Ozean des politischen Geschehens. Die Resonanz wird entscheiden, wer M heute gewesen ist. Als Diplomat ist M erst im Netz seiner großen Mentoren stark. Jetzt fühlt M, er könne dem Regierungssprecher in der Resonanz überlegen sein und somit das Machtmatch doch noch gewinnen. Einen Augenblick lang denkt er dankbar an seinen Fraktionsvorsitzenden, an seinen Finanzminister, an seine Bundeskanzlerin. In welchem mächtigen Gebäude bewegt er sich, und wie bescheiden ist dagegen das Haus des Skellarides. Unter dem früh dunkelnden Himmel Griechenlands hellt sich seine Stimmung auf, weil er seine Aufgabe gut erfüllt hat, der griechischen Regierung klar zu machen, wie Deutschland mit seiner Macht umzugehen gedenkt, die ihm zugewachsen ist.

Noch ein weiterer Gedanke geht hier oben durch seinen Kopf. Die Unsterblichkeit der Akropolis und des alten Athens ist das Erbe der frühen Demokratie unter Perikles. Über Demokratie hat er jedoch mit Sakellarides nicht geredet. Die geheimnisvolle Andeutung, die griechische Regierung werde vielleicht im Falle der Ausweglosigkeit das Volk zu seinem Richter machen, war von M nicht weiter hinterfragt worden. Ihm blieb nur die Anmerkung, dass Demokratie in Deutschland an die Bewahrung von Wohlstand gebunden bleibt. Seine Wähler würden es ihm nicht verzeihen, wenn sie für Griechenland bezahlen müssten, um deren Wohlstand auf Pump zu ermöglichen. Er hatte nicht den Mut gehabt zu behaupten, dass man das Volk nie befragen dürfe, ob es sich beim Wohlstand einschränken wolle. Im Gegenteil, man gefährde die Demokratie, ließe man sich auf diese Art des Handels mit dem Volk ein.

M nimmt sich vor, diesen Gedanken in seiner Kladde zu fixieren, weil er es für wichtig hält, die Andeutungen von Sakellarides und die Spekulationen von Tobias in seine Gespräche mit dem Fraktionsvorsitzenden einfließen zu lassen. Er sieht in der Vision einer Volksabstimmung eine logische Konsequenz der realitätsfernen Selbstbehauptungspolitik der Griechen. Er wird die Botschaft, die der Regierungssprecher ihm überbracht hat, auf einen einfachen Gedanken

reduzieren, den er dann in seinen Kreisen weiterreichen will. Er meint, den Regierungssprecher so verstanden zu haben, dass die von Deutschland erzwungenen Reformen darauf hinauslaufen, das Land noch unter die Linie hinter seiner ökonomisch notwendigen Grundausrüstung zurück zu führen. Diese Politik der Troika sei nichts anderes als das Land zu kolonialisieren. Was man in Griechenland an der Austeritätspolitik verdamme, sei die Aufkündigung der gesellschaftlichen Souveränität durch die Zerstörung gegebener Möglichkeiten der wirtschaftlichen Gesundung.

M wird ab jetzt sofort und beharrlich widersprechen, wenn er das Wort Austeritätspolitik als Vorwurf hört. Diese grundsätzliche Haltung hat er in seiner Woche in Athen gelernt. Er wird dem Vorwurf entgegentreten und behaupten: Das Ziel der europäischen Sparpolitik sei nicht die Verarmung der Bevölkerung. Diese sei vielmehr die Folge nicht ausreichender Wettbewerbsfähigkeit Griechenlands. Das Problem des Landes liege in der Einbettung der griechischen Wirtschaft im Euro. Es gebe nur die Alternative, aus dem Euro auszutreten oder in ihm zu bleiben mit allen bitteren sozialen Folgen eines ärmer werdenden Landes. M richtet seine Standfestigkeit wieder auf, als er mit langsamen Schritten am Fußes des Berges in die langen Schatten ihrer großen Mauer kommt. Er ist sich am Ende seiner politischen Gespräche sicher, dass er politisch im Recht ist, über das die Götter nie geurteilt haben. Dieses Recht auf seiner Seite empfindet er als seine Macht, für die er die Götter gerne an seiner Seite hätte.

Die Vereinnahmung der Götter, so wird er sich immer sicherer, war ein Bluff seines Gesprächspartners. Doch da ist aus seiner Sicht das Spiel noch nicht an sein Ende gespielt. Er sagt sich: „Die ökonomische Anpassung zu bewirken, ist unser Ziel, und dieses Ziel ist für das Land angemessen. Für dieses Ziel haben wir die Stärke. Und die Götter werden auf unserer Seite sein.“ Er weiß, so etwas zu behaupten ist nur dem möglich, Macht haben zu wollen und das Schicksal anzunehmen, das die Götter in Händen halten. Nur nebelhaft, unscharf und aus weiter Ferne hört er in der Stimme von Sakellarides, mit der die Götter wispern: „Die Macht für diese Politik habt ihr. Aber ihr habt nicht die Macht, mit ihr die Menschen zu erreichen.“

Am Abend setzt sich M an seinen Laptop und schickt an Schatz eine Vorlage für den Fraktionsvorsitzenden und den Finanzminister mit der Bitte, diese an die beiden Adressen weiterzuleiten. Er ist sicher, er wächst in den engeren Kreis der Macht hinein. Die Mitteilung ist kurz:

„Im Rahmen meiner privaten, dennoch sehr politischen Reise nach Athen hatte ich heute die Gelegenheit, mit dem Pressesprecher der griechischen Regierung unter vier Augen zu konferieren. Mir wurden die Bedenken von Seiten des Pressesprechers gegen die deutsche Europolitik sehr deutlich vorgetragen. Sie gipfelten in dem Vorwurf, dass die deutsche Politik die Lebensgrundlagen der Menschen in Griechenland zerstört und auf diese Weise die Grundlagen der Demokratie gefährdet.

Ich habe das zurückgewiesen. Ich habe mich gegen den Vorwurf verwahrt, Deutschland vollstrecke eine Austeritätspolitik. Nicht die Verarmung der Bevölkerung sei unser Ziel, sondern die Wiederherstellung der wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit Griechenlands. Deutschland als das mächtigste Land der Eurozone trage die stärkste Verantwortung für das Ganze, und Griechenland tue

für sich das Beste, diese Verantwortung zu verstehen, statt sie zu bekämpfen. Die Alternative für das Land sei dann nur noch der Ausstieg aus dem Euro und das Wirtschaften mit der alten Drachmenwährung. Im Übrigen habe ich mich dafür stark gemacht, humanitär zu helfen, wo wir humanitär helfen können. Dafür habe ich eigene Spendenaktivitäten in meinem Wahlkreis angekündigt. Die Lebensverhältnisse sind für viele Griechen in der Tat sehr schlecht und verschlechtern sich jetzt noch durch das Eindringen von Flüchtlingen, wie ich mich selber überzeugen konnte.“